1467

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Siebzehntes Bändchen.

GEWERBE-VEREIN REGENSBURG A.V.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Otto Wigand.

Kreisbibliothek Regensburg
Staatl. Bibliothek
Regensburg

Viertes Kapitel.

Enthüllungen.

Während Angela und Agricol das gemeinschaftliche Haus besichtigten, hatte die Schaar der Wölfe, die sich unterwegs durch eine ziemliche Anzahl Schenkenbrüder vergrößerte, den Weg nach der Fabrik fortgesetzt, nach welcher auch der Fiacre langsam fuhr, in dem Rodin saß.

Herr Hardy war, nachdem er mit seinem Freunde, von Blessac, ausgestiegen, in das Zimmer des Hauses getreten, das er neben der Fabrik bewohnte.

Hardy war von mittlerer Größe, zierlich und etwas schwächlich, was eine wesentlich nervöse und empfängliche Natur verrieth. Seine Stirn war breit und offen, seine Farbe bleich, seine Augen groß, sanft, aber scharfblickend, sein Gesichtsausdruck offen, geistreich und anziehend.

Ein einziges Wort wird den Charakter Hardys bezeichnen; seine Mutter nannte ihn die Sensitive, und er gehörte wirklich zu jenen so feinen, so zarten, so mittheilen-

den, eben so liebreichen als edeln, aber auch so empfindlichen Naturen, daß sie sich bei der geringsten Berührung in sich selbst zurückziehen.

Wenn man mit dieser außerordentlichen Empfindlichkeit eine leidenschaftliche Liebe für die Künste, einen seltenen Verstand und einen sehr ausgebildeten Geschmack verbindet und die tausend Täuschungen und zahllosen Hintergehungen bedenkt, deren Opfer Hardy in der industriellen Laufbahn hatte sein müssen, so fragt man sich gewiß, warum ein so zartes, weiches Herz in dem unabläßigen Kampfe mit den unbarmherzigsten Interessen nicht schon tausendmal gebrochen war.

Hardy hatte allerdings viel gelitten . . Er hatte sich genöthiget gesehen, die industrielle Laufbahn zu betreten, um die Angelegenheiten zu ordnen, welche sein Vater, ein Muster von Rechtschaffenheit, in Folge der Ereignisse von 1815 etwas zerrüttet hinterlassen, und durch Arbeit und Verstand eine der ehrenvollsten Stellungen in der Industrie erreicht; aber welche unedeln Quälereien hatte er erdulden, welche abscheuliche Concurrenz bekämpfen, welche gehässige Rivalität erleiden müssen, ehe er dieses Ziel erreichte!

Hardy wäre bei seiner Empfindlichkeit tausendmal seinen häufigen Anfällen von schmerzlichem Unwillen gegen die Gemeinheit und Unredlichkeit erlegen, wenn er nicht in

seiner Mutter eine feste und kluge Stütze gehabt hätte. Wenn er nach einem Tage peinlichen Kampfes oder gehässiger Täuschungen zu ihr kam, fand er sich plötzlich in eine Atmosphäre so wohlthuender Reinheit, so strahlender Heiterkeit versetzt, daß er fast augenblicklich die schmachvollen Dinge vergaß, welche ihn den Tag über so schmerzlich berührt hatten; sein Herzensweh schwieg bei der Berührung mit der großen edeln Seele seiner Mutter, und seine Liebe zu ihr grenzte deshalb auch fast an Abgötterei. Als er sie verlor, fühlte er einen tiefen stillen Kummer, wie der immer ist, welcher nie endet, der gleichsam zu unserm Leben gehört und gewissermaßen etwas melancholisch Süßes hat.

Kurze Zeit nach diesem schrecklichen Unglücke näherte sich Hardy seinen Arbeitern mehr. Er war immer gerecht und gütig gegen sie gewesen, aber obgleich der Platz, den seine Mutter in seinem Herzen leer gelassen hatte, nie ausgefüllt werden konnte, so empfand er doch um so mehr das Bedürfniß, glückliche Menschen um sich zu sehen, als er mehr litt, und bald brachten ihm die wunderbaren Verbesserungen, welche er dem körperlichen und geistigen Zustande aller seiner Leute gewährte, wenn auch nicht Zerstreuung, so doch wenigstens Beschäftigung in seinem Herzen. Er zog sich auch allmälig von der Gesellschaft zurück und theilte sein Leben zwischen drei Neigungen, eine innige, aufopfernde Freundschaft, die alle seine frühern freundschaftlichen Gefühle

in sich zu vereinigen schien, eine glühende aufrichtige Liebe und eine väterliche Anhänglichkeit an seine Arbeiter.

Sein Leben verging also in dieser kleinen Welt, die so reich an Dank und Achtung für ihn war, in dieser Welt, die er gleichsam nach seinem Bilde geschaffen hatte, damit er darin eine Zuflucht gegen die schmerzliche Wirklichkeit finde, welche er verabscheute, und sich gleichsam nur mit guten, verständigen, glücklichen Menschen umgebe, welche im Stande wären, alle seine edeln Gedanken zu verstehen, die ihm so zu sagen immer mehr zum Lebensbedürfnisse wurden.

Hardy hatte also jetzt, im reifern Alter, wo er einen aufrichtigen Freund, eine seiner Liebe würdige Geliebte und die liebevolle Anhänglichkeit seiner Arbeiter besaß, die ganze Summe des Glückes gefunden, die er nach dem Tode seiner Mutter erwarten konnte.

— — — — — — — — — — —

Herr von Blessac, der vertraute Freund Hardys, war lange dieser innigen Bruderliebe würdig gewesen; man hat aber gesehen, durch welches teuflische Mittel es dem Pater von Aigrigny und Rodin gelungen war, aus dem bis dahin rechtlichen und biedern Herrn von Blessac das Werkzeug ihrer Pläne zu machen.

Die beiden Freunde, welche unterwegs dem scharfen

Nordwinde ausgesetzt gewesen waren, wärmten sich an einem tüchtigen Feuer in dem kleinen Salon Hardys.

„Ja, lieber Marcel, ich fange wirklich an alt zu werden,“ sagte Hardy lächelnd zu Herrn von Blessac; „ich fühle mehr und mehr das Bedürfniß, zu Hause zu sein. Es wird mir beschwerlich, meine gewöhnliche Lebensweise aufzugeben, und ich hasse Alles, was mich nöthiget, diesen kleinen glücklichen Fleck Erde zu verlassen.“

„Und Du hast,“ antwortete von Blessac, der unwillkührlich leicht erröthete, „meinetwegen vor einiger Zeit diese lange Reise unternommen!“

„Hast Du, lieber Marcel, mich dafür nicht auf einem Ausfluge begleitet, der für mich ohne Dich so langweilig gewesen sein würde, als er angenehm war?“

„Lieber Freund, das ist ein gewaltiger Unterschied! Ich habe eine Schuld gegen Dich übernommen, die ich nie werde tilgen können.“

„Geh, Marcel! Ist denn unter uns ein Unterschied zwischen mein und Dein? Ist es in der Freundschaft nicht eben so süß und gut zu geben als zu empfangen?“

„Du edeles Herz!“

„Sage, Du glückliches Herz! Ja mein Herz ist glücklich in den letzten Neigungen, die es erfüllen.“

„Wer sollte auch Glück hienieden verdienen, wenn Du es nicht wärst!“

„Wem verdanke ich das Glück? Der Liebe, die ich gefunden, und die mich gern unterstützte, als ich meine Mutter verloren hatte, welche meine ganze Kraft war und, ich gestehe meine Schwäche, ich fast nicht im Stande gewesen wäre, das Unglück zu ertragen.“

„Du Freund mit dem so festen und entschlossenen Character, das Gute zu thun, Du, den ich mit eben so viel Muth als Energie kämpfen sah, um den Sieg einer Idee herbeizuführen, welche Du für gut erkannt hast!“

„Ja wohl, aber je weiter ich in meiner Laufbahn schreite, um so größern Widerwillen fühle ich vor allem Häßlichen und Schlechten, und um so größere Kraft, ihm entgegenzutreten.“

„Du würdest noch mehr Muth haben, Freund, wenn es nöthig wäre.“

„Nein, guter Marcel,“ fiel Hardy mit Rührung ein, „ich habe sehr oft zu Dir gesagt: mein Muth war meine Mutter . . Siehst Du, Freund, wenn ich zu ihr kam, das Herz zerrissen durch irgend eine schändliche Undankbarkeit oder empört über eine schmutzige Betrügerei, und sie nahm dann meine beiden Hände in ihre ehrwürdigen Hände, und sagte mit ihrer lieben ernsten Stimme zu mir: „mein liebes Kind, die Undankbaren und Betrüger müssen Schmerz empfinden; wir wollen die Schlechten beklagen, das Schlechte vergessen und nur an das Gute denken.“ Dann entfaltete

sich mein schmerzlich zusammengezogenes Herz in dem heiligen Einflusse dieser mütterlichen Worte, und jeden Tag fand ich bei ihr die Kraft, welche ich brauchte, um am nächsten Tag einen schmerzlichen Kampf gegen die traurige Nothwendigkeit meiner Lage von neuem zu beginnen . . Zum Glück ließ mich Gott, nachdem ich diese geliebte Mutter verloren hatte, mein Leben an diese Liebe knüpfen, ohne welche ich, wie ich gestehe, mich schwach und waffenlos gefühlt haben würde, denn Du kannst es nicht glauben, Marcel, welche Kraft und Unterstützung ich in Deiner Freundschaft gefunden habe."

„Von mir wollen wir nicht sprechen, Freund," entgegnete von Blessac, indem er seine Verlegenheit so viel als möglich verbarg, „sondern von einer andern, die fast eben so süß und innig ist, wie die einer Mutter."

„Ich verstehe Dich, mein guter Marcel," entgegnete Hardy; „ich habe Dir nichts zu verheimlichen, da ich in einer sehr ernsten Sache Deine Freundschaft zu Rathe gezogen. Nun ja, ich glaube, daß jeder Tag meines Lebens meine Verehrung für jene Frau steigert, die einzige, welche ich leidenschaftlich geliebt habe, die einzige, welche ich lieben werde, und die — ich muß Dir Alles sagen, meine Mutter, welche nicht wußte, was mir Margarethe war, so oft gerühmt hat, daß diese Liebe mir fast eine heilige erscheint."

„Und dann stimmt der Character der Frau von Noisy

mit dem Deinigen, besonders ihre schwärmerische Verehrung für ihre Mutter, so merkwürdig überein."

„Allerdings, Marcel, diese Selbstverläugnung Margarethes habe ich oft bewundert, und sie ist auch oft meine Pein gewesen. Wie oft hat sie in ihrem gewöhnlichem Freimuthe zu mir gesagt: Ich habe Ihnen Alles geopfert, aber meiner Mutter würde ich auch Sie opfern."

„Gott sei Dank, lieber Freund, Du wirst nie zu fürchten haben, Frau von Noisy diesem schmerzlichen Kampfe ausgesetzt zu sehen. Ihre Mutter hat längst schon, wie Du mir gesagt, den Gedanken an die Rückkehr nach Amerika aufgegeben, wo Herr von Noisy, um seine Frau gänzlich unbekümmert, für immer seinen Aufenthalt genommen zu haben scheint. In Folge der verschwiegenen Aufopferung dieser vortrefflichen Frau, die Margarethen erzogen hat, ist Euere Liebe vom tiefsten Geheimnisse umgeben; was könnte es jetzt stören?"

„Nichts, nichts," rief Hardy aus; „ich habe fast Bürgschaften für die Dauer."

„Was meinst Du damit?"

„Ich weiß nicht, ob ich es Dir mittheilen darf."

„Bin ich nicht immer verschwiegeu gewesen, Freund?"

„Kannst Du glauben, daß ich Dir einen Vorwurf machen will?" entgegnete Hardy im Tone freundschaftlichen Vorwurfs; „nein, . . ich erzähle Dir von meinem

Glücke nur dann erst gern, wenn es vollständig ist, und es fehlt der Sicherheit eines schönen Planes noch etwas . ."

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und sagte zu Hardy:

„Es ist ein alter Herr da, der in einer sehr dringenden Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Schon!" rief Hardy nach einiger Ungeduld aus. „Erlaubst Du, lieber Freund?" Dann setzte er lächelnd hinzu, als Herr von Blessac in das Nebenzimmer treten wollte, „nein, nein, bleibe Du; die Unterredung wird schneller zu Ende gehen, wenn Du dabei bist."

„Wenn es sich aber um Geschäfte handelt, lieber Freund."

„Du weißt, daß ich diese ganz offen abthue." Dann wendete er sich an den Diener und sagte: „Laß den Herrn eintreten."

„Der Postillon fragt, ob er wieder fortfahren kann."

„Nein, er wird Herrn von Blessac nach Paris zurückfahren, muß also warten."

Der Diener ging hinaus und kam bald darauf mit Rodin zurück, den Herr von Blessac nicht kannte, da sein Verrath durch eine dritte Person unterhandelt worden war.

„Herr Hardy?" fragte Rodin, indem er sich tief verbeugte, und einen der beiden Freunde nach dem andern ansah.

„Ich bin es, was wünschen Sie? antwortete der Fabrikant wohlwollend, denn er erwartete, als er diesen alten schlechtgekleideten Mann sah, ein Unterstützungsgesuch.

„Herr . . Franz Hardy?" wiederholte Rodin, als wollte er sich ganz genau von der Identität der Person überzeugen.

„Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich es bin."

„Ich habe Ihnen etwas unter vier Augen zu sagen," fuhr Rodin fort.

„Sprechen Sie immer; der Herr ist mein Freund," entgègnete Hardy, auf Herrn von Blessac deutend.

„Ich wünsche aber mit Ihnen allein zu sprechen," fuhr Rodin fort.

Herr von Blessac wollte sich entfernen, Hardy hielt ihn aber mit einem Blicke zurück und sagte liebevoll zu Rodin, da er fürchtete, daß die Anwesenheit eines Dritten ihn verletze, wenn er ihn um eine Unterstützung ansprechen wollte:

„Erlauben Sie mir zu fragen, ob Sie Ihretwegen oder meinetwegen mit mir allein zu sprechen wünschen?"

„Ihretwegen, Herr, blos Ihretwegen," antwortete Rodin.

„Dann," entgegnete Hardy ziemlich verwundert, „dann können Sie immerhin sprechen; ich habe keine Geheimnisse vor dem Herrn."

Nach einer Pause fuhr Rodin, gegen Hardy gewendet, fort:

„Ich weiß es, daß Sie alles das Gute verdienen, was man von Ihnen spricht; Sie verdienen dann aber auch die Theilnahme jedes rechtlichen Mannes.“

„Ich glaube es, Herr . .“

„Nun, als rechtlicher Mann will ich Ihnen einen Dienst erzeigen.“

„Und dieser Dienst?“

„Ich will Ihnen einen schändlichen Verrath enthüllen, dessen Opfer Sie geworden sind.“

„Ich glaube, daß Sie sich irren.“

„Ich habe Beweise von dem, was ich sage.“

„Beweise?“

„Schriftliche Beweise . . von dem Verrathe, den ich enthüllen will,“ antwortete Rodin . . „Um es kurz zu machen, ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben, hat Sie unwürdig hintergangen.“

„Und wie heißt der Mann?“

„Herr Marcel von Blessac,“ antwortete Rodin.

Blessac zuckte bei diesen Worten zusammen, wurde todtenbleich und stand da wie vom Blitze getroffen.

Er konnte kaum mit bewegter Stimme murmeln:

„Herr . .!“

Hardy ergriff Blessacs Hand, ohne ihn anzusehen, ohne

die entsetzliche Verlegenheit desselben zu bemerken, und sagte laut zu ihm: „Still, Freund!“ Dann wendete er sich mit zornfunkelnden Augen an Rodin, dem er fortwährend ins Gesicht gesehen hatte, und sagte im Tone tiefster Verachtung zu ihm:

„Ah . . Sie klagen Herrn von Blessac an?“

„Ich klage ihn an,“ antwortete Rodin ohne Zögern.

„Kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn nie gesehen.“

„Und was werfen Sie ihm vor? Und wie können Sie wagen, mir zu sagen, er habe mich verrathen und hintergangen?“

„Erlauben Sie mir nur zwei Worte,“ sprach Rodin mit einer Aufregung, die er kaum niederhalten zu können schien; „muß nicht ein Ehrenmann, der sieht, daß ein Bösewicht einen Ehrenmann ermorden will, um Hülfe rufen?“

„Das wohl, aber wie hängt das . .?“

„In meinen Augen ist mancher Verrath ein eben so großes Verbrechen wie ein Mord. Und ich will mich zwischen den Henker und das Opfer stellen.“

„Den Henker? Das Opfer?“ wiederholte Hardy in immer größerm Erstaunen.

„Sie kennen ohne Zweifel die Handschrift des Herrn von Blessac,“ sagte Rodin.

„Ja.“

„So lesen Sie dies.“

Und Rodin zog aus seiner Tasche einen Brief, den er Hardy übergab.

Der Fabrikant, der in diesem Augenblicke zum erstenmale Herrn von Blessac ansah, wich einen Schritt zurück in Entsetzen über die Leichenblässe dieses Mannes, der, vor Scham erstarrt, kein Wort finden konnte, denn er besaß die kecke Frechheit nicht, die sein Verrath erforderte.

„Marcel,“ rief Hardy erschrocken und mit verstörten Zügen aus; „Marcel, . . wie bleich Du aussiehst! Du antwortest nicht?“

„Marcel! — Sie sind Herr von Blessac?“ rief Rodin aus, der sich schmerzlich überrascht stellte. „Ach, Herr, wenn ich gewußt hätte . .“

„Hörst Du denn nicht, Marcel, was dieser Mann sagt?“ wiederholte Hardy. . . „Er behauptet, Du hättest mich auf eine schändliche Weise hintergangen.“

Und er ergriff die Hand des Herrn von Blessac.

Die Hand war eiskalt.

„Ach Gott, mein Gott!“ rief Hardy aus, indem er voll Abscheu zurückwich. „Er antwortet nicht . .“

„„Da ich dem Herrn von Blessac gegenüber stehe,“ fuhr Rodin fort, „so muß ich ihn fragen, ob er es zu läugnen wagt, mehrere Briefe unter der Adresse des Herrn

Rodin in der Straße Milieu des Ursins in Paris geschrieben zu haben.“

Herr von Blessac blieb stumm.

Hardy, der noch immer nicht glauben wollte, was er sah und hörte, schlug krampfhaft den Brief auseinander, welchen ihm Rodin übergeben hatte, und las einige Zeilen darin, während er Ausrufungen ausstieß, die sein schmerzliches Staunen ausdrückten.

Er brauchte den Brief nicht zu Ende zu lesen, um sich von dem schrecklichen Verrathe des Herrn von Blessac zu überzeugen.

Hardy wankte, und einen Augenblick verließ ihn die Besinnung bei dieser schrecklichen Entdeckung; er fühlte sich vom Schwindel ergriffen, als er den ersten Blick in diesen Abgrund von Schlechtigkeit warf. Der schändliche Brief entsank seinen zitternden Händen. Aber bald folgten der Unwille, der Zorn, die Verachtung auf diesen niederschlagenden Eindruck, und er trat rasch, bleich und schrecklich zu Herrn von Blessac.

„Elender!“ rief er mit einer drohenden Geberde aus. In dem Augenblicke aber, als er schlagen wollte, sprach er mit schrecklicher Ruhe:

„Nein . . ich beflecke meine Hand.“ Und er setzte hinzu, indem er sich gegen Rodin wendete, der rasch vorgetreten war, um Thätlichkeiten zu verhindern:

„Nicht das Gesicht eines Schurken .. darf ich schlagen, Ihre redliche Hand muß ich drücken, Herr, denn Sie haben den Muth gehabt, einen heimtückischen Verräther zu entlarven.“

„Herr ..!“ rief von Blessac aus, .. „ich stehe zu Ihren Diensten und ..“

Er konnte nicht zu Ende sprechen; es entstand ein fürchterliches Getöse von Stimmen hinter der Thüre, welche gewaltsam geöffnet wurde, und eine bejahrte Frau trat trotz den Bemühungen eines Dieners ein, indem sie sagte:

„Ich muß augenblicklich mit Ihrem Herrn sprechen.“

Bei dem Tone dieser Stimme, bei dem Anblicke dieser bleichen, weinenden Frau wich Hardy, der Herrn von Blessac, Rodin und den schändlichen Verrath vergaß, einen Schritt zurück, indem er ausrief:

„Madame Duparc! Sie hier! Was giebt es?“

„Ach, Herr, ein großes Unglück ..“

„Margarethe!“ rief Hardy im schmerzlichsten Tone aus.

„Sie ist fort, Herr ..“

„Fort?“ wiederholte Hardy, als sei ein Blitzstrahl vor seinen Füßen niedergefahren. „Margarethe ist fort?“

„Alles ist entdeckt .. Ihre Mutter hat sie fortgeführt .. vor drei Tagen,“ sprach die unglückliche Frau mit halberloschener Stimme.

„Fort! .. Margarethe? .. Es ist nicht wahr; .. man täuscht mich," rief Hardy aus.

Und ohne weiter auf etwas zu hören, stürzte er aus seinem Hause hinaus, lief zu der Wagenremise, sprang in seinen Wagen, der noch bespannt dahielt und auf Herrn von Blessac wartete, und sagte zu dem Postillon:

„Nach Paris! .. So schnell als die Pferde laufen können."

— — — — — — — — — — —

In dem Augenblicke, als der Wagen blitzschnell auf der Straße nach Paris hinrollte, trug ein ziemlich starker Wind die Töne des fernen Kriegsgesanges der Wölfe herbei, welche gegen die Fabrik zogen.

Fünftes Kapitel.

Der Angriff.

Als Hardy die Fabrik verlassen hatte, begab sich Rodin, der diesen schnellen Aufbruch nicht erwartet hatte, langsam zu seinem Fiacre; plötzlich aber blieb er einen Augenblick stehen und zuckte vor freudiger Ueberraschung zusammen, als er in einiger Entfernung den Marschall Simon und dessen Vater nach einem Flügel des gemeinschaft-

lichen Hauses zugehen sah, denn ein zufälliger Umstand hatte bis jetzt die Unterredung zwischen dem Vater und Sohne verzögert.

„Sehr gut," sprach Rodin; „immer besser .. Wenn nun nur mein Mann das kleine Pomponröschen hat bewegen können."

Und Rodin eilte nun zu dem Fiacre.

In diesem Augenblicke brachte der Wind, der immer stärker wurde, die ziemlich nahen Töne des Kampfliedes der Wölfe zu den Ohren des Jesuiten.

Nachdem er einen Augenblick aufmerksam auf dieses ferne Getön gehorcht hatte, während er mit einem Fuße bereits auf dem Wagentritte stand, setzte sich Rodin in den Wagen und dachte bei sich:

„In diesem Augenblicke ahnt der würdige Josua Van Daël auf Java nicht, daß sein Guthaben bei dem Baron Tripeaud eben sehr im Werthe steigt."

Und der Fiacre setzte sich wieder in Bewegung.

— — — — — — — — — — —

Mehrere Arbeiter hatten, ehe sie sich nach Paris begaben, um die Antwort ihrer Kameraden auf andere Anträge in Bezug auf die geheimen Gesellschaften zu überbringen, unter vier Augen mit dem Vater des Marschalls Simon sprechen müssen. Dies war die Ursache der Verzögerung der Unterredung desselben mit seinem Sohne gewesen.

Der alte Arbeiter, Werkmeister der Fabrik, bewohnte zwei schöne Zimmer zu ebener Erde am Ende eines der Flügel des gemeinschaftlichen Hauses. Ein kleiner Garten von etwa vierzig Ruthen, den er zu seiner Unterhaltung selbst bestellte, zog sich unter den Fenstern hin. Die Glasthüre, die in den Garten führte, stand offen und ließ die bereits warmen Strahlen der Märzsonne in die bescheidene Wohnung herein, in welche der Arbeiter in der Blouse und der Marschall von Frankreich in großer Uniform getreten waren.

Da nahm der Marschall die Hände seines Vaters und sagte zu ihm mit so tief bewegter Stimme, daß der alte Mann erbebte:

„Vater, .. ich bin sehr unglücklich."

Und ein schmerzlicher Ausdruck, den er bis dahin zurückgehalten hatte, verdüsterte plötzlich die edeln Züge des Marschalls.

„Du .. unglücklich?" rief der Vater Simon aus, indem er besorgt näher trat.

„Ich werde Dir Alles sagen, Vater," antwortete der Marschall mit bewegter Stimme, „denn ich bedarf den Rath Deiner unbeugsamen Rechtlichkeit."

„In Sachen der Ehre und Rechtlichkeit hast Du von Niemandem Rath zu verlangen."

„Doch, Vater .. Du allein kannst mich aus einer Ungewißheit reißen, die für mich eine grausame Pein ist.“

„Sprich deutlicher, .. ich beschwöre Dich.“

„Seit einigen Tagen kommen mir meine Töchter gedankenvoll, schwermüthig vor, da sie doch in den ersten Tagen unserer Vereinigung so froh und glücklich waren .. Plötzlich hat sich alles dies geändert; sie werden immer trauriger .. Noch gestern bemerkte ich Thränen in ihren Augen. Da schloß ich sie bewegt an meine Brust und bat sie, mir ihren Kummer zu entdecken. Sie schlangen, ohne mir zu antworten, ihre Arme um meinen Nacken, und bedeckten mein Gesicht mit Thränen.“

„Seltsam! Was mag der Grund zu dieser Veränderung sein?“

„Bisweilen fürchtete ich, Ihnen meinen Schmerz über den Tod ihrer Mutter nicht sorgsam genug verborgen gehalten zu haben, und die armen Engel betrüben sich vielleicht darüber, daß sie sehen, wie sie zu meinem Glück nicht genügen. Dagegen scheinen sie, seltsamer Weise, meinen Schmerz nicht blos zu verstehen, sondern auch zu theilen. Noch gestern sagte Bianca zu mir: wie glücklich würden wir alle sein, wenn unsere Mutter bei uns wäre!“

„Sie theilen Deinen Schmerz und können ihn Dir nicht zum Vorwurfe machen .. Hier liegt die Ursache ihres Kummers nicht.“

„Das eben sage ich, lieber Vater; aber wo liegt sie sonst? Ich strenge meinen Kopf vergeblich an, es zu ergründen. Was soll ich sagen? Bisweilen bilde ich mir sogar ein, es habe sich ein böser Dämon zwischen mich und meine Kinder gedrängt. Ich weiß es, diese Vorstellung ist thöricht und albern, aber wenn es an vernünftigen Gründen fehlt, begnügt man sich mit den unsinnigsten Vermuthungen.“

„Wer kann sich zwischen Dich und Deine Töchter drängen?“

„Niemand, ich weiß es.“

„Nun, Peter,“ sagte der alte Arbeiter väterlich, „warte, fasse Geduld, beobachte die armen Kinder mit der Sorgsamkeit, die ich an Dir kenne, und Du wirst sicherlich irgend ein ganz unschuldiges Geheimniß entdecken.“

„Ja,“ sprach der Marschall, indem er seinen Vater fest ansah, „ja, aber um dieses Geheimniß zu entdecken, dürfte ich sie nicht verlassen.“

„Warum wolltest Du sie verlassen?“ fragte der alte Mann verwundert über das düstere Aussehen seines Sohnes; „bist Du nun nicht für immer bei ihnen und bei mir?“

„Wer weiß!“ antwortete der Marschall mit einem Seufzer.

„Was sagst Du?“

„Zuerst erfahre die Pflichten, die mich hier zurückhalten; dann sollst Du auch von denen hören, die mich von Dir, meinen Töchtern und meinem andern Kinde entfernen könnten..“

„Welches Kind?“

„Der Sohn meines alten Freundes, des indischen Fürsten..“

„Dschalma? Was ist mit ihm?“

„Er erschreckt mich, Vater.“

„Er?“

Plötzlich trug der Wind aus der Ferne ein fürchterliches Geräusch herbei, das so gewaltig war, daß der Marschall sich unterbrach und zu seinem Vater sagte:

„Was ist das?“

Nachdem der Alte einen Augenblick auf das dumpfe Geräusch gehorcht hatte, das schwächer wurde und mit den Wellen des Windes verschwand, antwortete er:

„Wahrscheinlich betrunkene Säufer, die im Freien umherziehen.“

„Es gleicht dem Geschrei einer zahlreichen Volksmenge,“ fuhr der Marschall fort.

Beide horchten von neuem. Der Lärm hatte aufgehört.

„Was sagtest Du?“ begann sodann der alte Arbeiter wieder; „der junge Hindu erschreckt Dich? Und warum?“

„Ich habe schon von seiner thörichten und unseligen Liebe zu Fräulein von Cardoville gesprochen.“

„Und das erschreckt Dich, mein Sohn?“ fragte der Alte, indem er seinen Sohn verwundert ansah..“ Dschalma ist erst achtzehn Jahre alt, und in diesem Alter vertreibt eine Liebe die andere.“

„Ja, Vater, wenn es eine gewöhnliche Liebelei ist. Aber bedenke, daß Fräulein von Cardoville, wie Du weißt, mit einer idealen Schönheit den edelsten Charakter verbindet, und daß in Folge gewisser leider unseligen Umstände Dschalma den seltenen Werth ihrer schönen Seele würdigen konnte.“

„Du hast recht; es ist wichtiger und ernster, als ich glaubte.“

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schrecklich diese Leidenschaft bei diesem glühenden jungen Manne wirkt; auf seine schmerzliche Muthlosigkeit folgten bisweilen Anfälle ungestümer Wildheit. Gestern fand ich ihn mit roth unterlaufenen Augen und von der Wuth verzerrten Zügen; er durchstach im Anfalle toller Wuth ein Kissen von rothem Tuche mit seinem Dolche, und rief dabei mit keuchender Stimme aus: „ach .. Blut .. ich habe sein Blut!“ — Unglücklicher! rief ich ihm zu, „warum diese unsinnige Heftigkeit? — „Ich ermorde den Mann,“ antwortete

er mir mit dumpfer Stimme und verstörten Zügen. So nennt er den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.''

,,Eine solche Leidenschaft ist wirklich etwas Entsetzliches, und in einem solchen Herzen,'' sprach der Alte.

,,Bei andern Gelegenheiten,'' fuhr der Marschall fort, ,,wendet sich seine Wuth gegen Fräulein von Cardoville, oder auch gegen sich selbst. Ich mußte ihm seine Waffen wegnehmen lassen, denn ein Mann, der mit ihm aus Java gekommen ist, und große Anhänglichkeit an ihn zu haben scheint, meldete mir, er scheine mit dem Gedanken an Selbstmord umzugehen.''

,,Der Unglückliche!''

,,Nun, Vater,'' sprach der Marschall Simon in tiefer Bitterkeit, ,,gerade in dem Augenblicke, als meine Töchter und dieser mein Adoptivsohn meine ganze Sorgfalt erfordern, .. muß ich sie vielleicht bald verlassen.''

,,Sie verlassen?''

,,Ja .. um eine Pflicht zu erfüllen, die heiliger ist als die, welche mir die Freundschaft und die Familie auferlegen,'' sprach der Marschall in so ernstem und feierlichem Tone, daß sein Vater, tiefbewegt, ausrief:

,,Welche Pflicht kann dies sein?''

,,Vater,'' antwortete der Marschall, der einen Augenblick nachdenkend dagestanden hatte; ,,wer hat mich zu dem

gemacht, was ich bin? Wer hat mir den Marschallsstab und den Herzogstitel gegeben?"

„Napoleon."

„Für Dich, den strengen Republikaner, hat er, ich weiß es, seinen ganzen Wunderglanz verloren, als er sich aus dem ersten Bürger einer Republik zum Kaiser machte."

„Ich habe seine Schwachheit verwünscht," antwortete der Vater Simon traurig; „der Halbgott machte sich zum Menschen."

„Für mich, Vater, für mich, den Soldaten, der ich immer neben ihm, unter seinen Augen gekämpft habe, für mich, den er aus den letzten Reihen der Armee zu dem höchsten Range emporhob, für mich, den er mit Wohlthaten und Liebe überhäufte, war er mehr als ein Held, .. er war mir ein Freund, und in meiner Verehrung gegen ihn lag eben so viel Dankbarkeit als Bewunderung. Als er verbannt war, wollte ich seine Verbannung theilen, aber man versagte mir diese Gnade; da trieb ich Verschwörungen und zog das Schwerdt gegen die, welche seinen Sohn der Krone beraubt, die Frankreich ihm zu geben hatte."

„Du hast in Deiner Stellung recht gehandelt, Peter.. Wenn ich auch Deine Bewunderung nicht theile, so begreife ich doch Deine Dankbarkeit; ich habe alles gebilliget, Deinen Plan, mit in die Verbannung zu gehen, Deine Verschwörung, alles, Du weißt es."

„Nun, dieses enterbte Kind, in dessen Namen ich an siebzehn Jahre conspirirte, ist jetzt im Stande, das Schwerdt — seines Vaters zu handhaben.“

„Napoleon II.!“ rief der alte Mann aus, indem er seinen Sohn mit größter Angst und Besorgniß betrachtete; „der König von Rom?“

„König?! Nein, er ist nicht mehr König; Napoleon?? nein, er heißt nicht mehr Napoleon; man hat ihm, ich weiß nicht, welchen österreichischen Namen gegeben, weil man sich vor den andern Namen fürchtet .. Sie fürchten sich vor allem .. Weißt Du, was sie mit dem Sohne des Kaisers machen?“ fuhr der Marschall in schmerzlicher Aufregung fort; „man quält ihn, .. man mordet ihn langsam.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Ach, Jemand, der es weiß, und der wahr gesprochen hat, nur zu wahr .. Ja, der Sohn des Kaisers kämpft mit aller seiner Kraft gegen einen frühzeitigen Tod .. Die Augen nach Frankreich gewendet, wartet er .. wartet er und Niemand kommt, Niemand. Unter allen den Männern, die sein Vater so groß gemacht hat als sie klein waren, denkt nicht Einer, nicht Einer an das geweihete Kind, das man erstickt, das stirbt ..“

„Du .. Du denkst daran.“

„Ja, aber um daran zu denken, mußte ich erst .. um

nicht mehr daran zu zweifeln, . . denn ich habe meine Nachrichten nicht aus einer Quelle geschöpft, . . mußte ich erst das grausame Schicksal dieses Kindes erfahren, dem ich auch einen Eid geschworen habe . ., denn eines Tages, wie ich Dir erzählt, zeigte mir der Kaiser, als stolzer zärtlicher Vater, seinen Sohn in der Wiege, und sagte zu mir: mein alter Freund, Du wirst dem Sohne sein, was Du dem Vater gewesen bist, denn wer uns liebt, liebt unser Frankreich.''

,,Ja, ich weiß es, Du hast mir oft diese Worte wiederholt, und ich wurde davon ergriffen wie Du . .''

,,Nun Vater, wenn ich erfahren, was der Sohn des Kaisers leidet, wenn ich die unwiderleglichsten Beweise gesehen habe, daß man mich nicht hintergehe, wenn ich einen Brief von einem hochgestellten Manne an dem Wiener Hofe gesehen habe, der einem der Verehrer des Kaisers, einem treuen Manne die Mittel bietet, mit dem Könige von Rom in Verbindung zu treten, ihn vielleicht seinen Peinigern zu entführen . .''

,,Und,'' sprach der Handwerker, indem er seinen Sohn unverwandt ansah, wenn Napoleon II. frei ist?''

,,Dann . .!'' rief der Marschall aus, aber er vollendete nicht und setzte erst nach einiger Zeit hinzu: ,,glaubst Du, Vater, daß Frankreich die Demüthigungen fühlt, die er erduldet? Glaubst Du, daß die Erinnerung an den Kaiser

erloschen ist? Nein, nein, besonders in diesen Tagen der Erniedrigung des Landes wird leise sein geweiheter Name angerufen. . . Wie erst würde es sein, wenn dieser glorreiche Name an der Grenze erschiene, verjüngt in seinem Sohne? Glaubst Du nicht, daß das Herz von ganz Frankreich ihm entgegenschlagen würde?"

„Das ist eine Verschwörung . . gegen die bestehende Regierung . . mit Napoleon II. als Fahne," sprach der alte Mann; „das ist ernst und bedenklich."

„Vater, ich habe Dir bereits gesagt, daß ich sehr unglücklich sei; nun urtheile selbst," sprach der Marschall. „Ich frage mich nicht blos, ob ich meine Kinder und Dich verlassen darf, um ein so kühnes Unternehmen zu wagen; ich frage mich auch, ob ich der jetzigen Regierung nicht verpflichtet bin, die meinen Titel und Namen anerkannt, nicht aus Gunst und Gnade, die mir vielmehr endlich Gerechtigkeit hat widerfahren lassen . . Was soll ich thun? Soll ich alles verlassen, was ich liebe, oder unempfindlich bleiben bei den Qualen des Sohnes des Kaisers, . . des Kaisers, dem ich alles verdanke, dem ich persönlich Treue geschworen habe, ihm und seinem Sohne? Darf ich diese einzige Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn vielleicht zu retten oder vielmehr, darf ich für ihn conspiriren? Sage mir, ob ich übertreibe, was ich dem Andenken des Kaisers schuldig bin. Sage es, Vater, entscheide; in einer ganzen schlaflosen

Nacht habe ich in diesem Chaos die Bahn zu finden gesucht, welche mir die Ehre vorschreibt; ich schwankte aber nur von Unentschlossenheit zu Unentschlossenheit . . Du allein, Vater, ich wiederhole es, kannst mich leiten."

Der alte Mann wollte, nachdem er einige Augenblicke nachdenkend dagesessen hatte, seinem Sohne antworten, als Jemand durch den kleinen Garten gelaufen kam, die Thüre des Erdgeschosses öffnete und bestürzt in das Zimmer trat, in welchem sich der Marschall Simon und dessen Vater befanden.

Es war Olivier, der junge Handwerker, welcher aus dem Wirthshause im Dorfe entkommen war, wo sich die Wölfe versammelt hatten.

„Herr Simon, . . Herr Simon . .," sprach er bleich und athemlos; „sie sind da, . . sie kommen, . . sie wollen die Fabrik angreifen."

„Wer?" fragte der alte Mann, indem er aufsprang.

„Die Wölfe, einige Steinhauer und Steinbrecher, denen sich unterwegs eine Menge Leute aus der Umgegend und Vagabonden aus Paris angeschlossen haben . . Hören Sie? Sie rufen Tod den Verschlingern." Man hörte wirklich das Geschrei, das näher kam, immer deutlicher.

„Es war der Lärm, den ich noch eben hörte," sagte der Marschall, während er aufstand.

„Sie sind über zweihundert stark, Herr Simon," sagte

Olivier, „mit Steinen und Stöcken bewaffnet, und leider befinden sich die meisten von uns in Paris. Wir sind im Ganzen nicht vierzig hier . . die Frauen und Kinder retten sich bereits unter Angstgeschrei in die Zimmer . . Hören Sie?"

Man hörte über der Decke, im ersten Stocke, eilig gehen.

„Sollte dieser Angriff ernstlich gemeint sein?" fragte der Marschall seinen Vater, der immer ängstlicher zu werden schien.

„Sehr ernstlich," sprach der Alte . . „Es giebt nichts Schrecklicheres, als die Kämpfe der Gesellenbrüderschaften, und überdies bietet man seit einiger Zeit alles auf, um die Leute der Umgegend gegen die Fabrik aufzureizen."

„Wenn Ihr so wenig zahlreich seid," sprach der Marschall," so müssen zuerst alle Thüren verrammelt werden, und dann . ."

Er konnte nicht weiter sprechen.

Die Fensterscheiben in dem Zimmer zitterten unter einem fürchterlichen Geschrei in so großer Nähe, daß der Marschall, dessen Vater und der junge Handwerker sogleich in den Garten eilten, welchen auf der einen Seite, nach dem Felde zu, eine ziemlich hohe Mauer begrenzte.

Plötzlich und während das Wuthgeschrei sich verdoppelte, warf ein Hagel von Steinen, mit denen man die Fenster im Hause zu zertrümmern beabsichtigte, einige Schei-

den im ersten Stocke ein, prallte an der Wand ab, und fiel in den Garten um den Marschall und dessen Vater her.

Da . . wehe! . . wankte der alte Mann, den ein großer Stein am Kopfe getroffen hatte, bückte sich nach vorn und sank blutend in die Arme des Marschalls Simon, als eben draußen mit wachsender Wuth das wilde Geschrei ertönte: Kampf und Tod den Verschlingern!

Sechstes Kapitel.

Die Wölfe und die Verschlinger.

Diese entfesselte Menge, deren erste Feindseligkeiten für den Vater des Marschalls Simon so verderblich gewesen waren, gewährte einen entsetzlichen Anblick.

Ein Flügel des gemeinschaftlichen Hauses, wo an dieser Seite die Gartenmauer anstieß, sah ins Freie, und hier hatten die Wölfe ihren Angriff begonnen.

Der eilige Marsch, die Einkehr in zwei Wirthshäusern unterwegs, und die glühende Kampfbegierde hatten diese rohen aufgereizten Menschen noch mehr erhitzt.

Nachdem sie die erste Steinladung geworfen hatten, suchten die meisten Angreifer neue Munition auf der Erde; einige hielten, um sich bequemer zu versorgen, ihren Knüt-

tel zwischen den Zähnen, Andere hatten die Stöcke an der Mauer niedergelegt; hier und da bildeten sich lärmend mehrere Gruppen um die Hauptführer der Bande her; die Bestgekleideten trugen Blousen und Mützen; andre waren fast nur mit Lumpen bedeckt, denn es hatten sich, wie erwähnt, viele Vagabonden und Taugenichtse aus Paris mit unheimlichen Galgenphysiognomien freiwillig oder gezwungen der Schaar der Wölfe angeschlossen . . Auch einige häßliche zerlumpte Weiber, welche auf dem Wege der Elenden aus der Erde empor zu steigen schienen, begleiteten sie, und reizten die entflammten Gemüther durch ihr Geschrei und ihre Aufmunterung noch mehr . . Eine namentlich, ein großes starkes Weib mit rothglühendem Gesicht, trunkenen Augen und zahnlosem Munde, trug eine Haube, unter welcher röthliches buschiges Haar hervorquoll, und hatte über dem zerlumpten Kleide einen alten brauncarrirten Shawl auf der Brust übereinandergenommen, und auf dem Rücken zusammen gebunden. Diese Furie schien wahrhaft von Wuth besessen zu sein . . Sie hatte die halbzerrissenen Aermel aufgestreift, schwang mit der einen Hand einen Knüttel und hielt in der andern einen großen Stein. Man nannte sie Ciboule.

Dieses grauenhafte Weib schrie mit heiserer Stimme:

„Ich will mich mit den Weibern in der Fabrik beißen; einen Aderlaß will ich ihnen machen . .“

Diese wildrohen Worte wurden von ihren Gefährten mit Jubel und mit dem wilden Geschrei aufgenommen: „es lebe Ciboule!" das sie bis zum Wahnsinn reizte.

Unter den andern Rädelsführern befand sich ein kleiner, hagerer, bleicher Mann mit einem wahren Frettchengesicht und schwarzem rund um das Gesicht laufenden Barte. Er trug ein rothes griechisches Käppchen, und unter seiner neuen Blouse sah man sehr reinliche Tuchbeinkleider und schöne Stiefeln. Offenbar gehörte dieser Mann einem andern Stande an, als die Meisten der tollen Schaar; er gab den Leuten aus der Umgegend die herausforderndsten und beleidigendsten Worte gegen die Arbeiter der Fabrik ein, und schrie viel, hatte aber weder Stock noch Stein . . Ein Mann mit vollem rothem Gesichte, dessen furchtbare Baßstimme einem Kirchensänger anzugehören schien, sagte zu ihm:

„Du wirst also nicht auf diese gottlosen Hunde werfen, die im Stande sind, die Cholera in das Land zu ziehen, wie der Herr Pfarrer sagt?"

„Ich werde feuern . . besser als Du," antwortete der Kleine mit seltsamem und unheimlichem Gesicht.

„Aber womit?"

„Mit dem Steine da wahrscheinlich," sagte der kleine Mann, indem er einen großen Kiesel aufhob, aber in dem Augenblicke, als er sich bückte, entfiel ihm ein ziemlich voll-

gestopfter, aber sehr leichter Sack, den er unter der Blouse befestiget zu haben schien.

„Du . . verlierst Deinen Sack," sagte der Andere . . „Schwer scheint er nicht eben zu sein."

„Es sind — Wollenproben," antwortete der kleine Dürre, indem er schnell den Sack wieder aufhob und ihn unter seiner Blouse verbarg. Dann setzte er hinzu:

„Aber, paſſ' auf, ich glaube, der Steinbrecher hält eine Rede."

Derjenige, welcher den größten Einfluß auf die gereizte Menge hatte, war wirklich der schreckliche Steinbrecher . . Seine riesenhafte Größe ragte so sehr über alle Uebrigen hinweg, daß man immer seinen dicken Kopf mit dem zerrissenen rothen Tuche und seine Herculesschultern über die dichtgedrängte wimmelnde Menge hinwegragen sah, in welcher man nur eben hier und da einige Frauenhauben wie eben so viele weiße Punkte bemerkte.

Die kleine Anzahl rechtlicher, aber irregeleiteter Arbeiter, die sich unter dem Vorwande eines Brüderschaftsstreites zu dieser gefährlichen Unternehmung hatten verführen lassen, versuchten, als sie sahen, wie sehr die Gemüther sich erhitzten, aus Furcht vor den Folgen des Kampfes, sich zu entfernen, aber es war zu spät; da sie von den feindseligsten Gruppen umringt waren und für feig gehalten oder on der Mehrzahl gemißhandelt zu werden fürchteten, muß-

ten sie sich fügen und einen günstigern Augenblick zur Flucht abwarten.

Auf das wilde Geschrei, welches der ersten Steinladung gefolgt war, folgte eine tiefe Stille, welche die Stentorstimme des Steinbrechers forderte.

„Die Wölfe haben geheult," sprach er; „nun müssen sie warten und zusehen, wie die Verschlinger antworten und den Kampf beginnen."

„Man muß sie Alle aus der Fabrik herauslocken und die Schlacht auf einem neutralen Platze liefern," sagte der kleine Mann mit dem Frettchengesichte, welcher der Advocat der Bande zu sein schien; „sonst könnte es Verletzung des Hausrechtes geben . ."

„Verletzung! Was kümmert uns die Verletzung?" rief die schreckliche Megäre, welche Ciboule genannt wurde; „ich muß die Weiber der Fabrik packen, ob drinnen oder hier außen, ist gleichgiltig."

„Ja, ja," riefen alle andern häßlichen, eben so zerlumpten Geschöpfe, „die Männer dürfen nicht Alles für sich nehmen."

„Wir wollen auch unsern Theil haben."

„Die Weiber in der Fabrik sagen, alle Weiber in der Umgegend wären keinen Schuß Pulver werth!" rief der kleine Mann.

„Dafür sollen sie büßen."

„Die Frauen müssen sich auch drein mischen.“

„Es ist unsere Sache.“

„Da sie in ihrem gemeinschaftlichen Hause so gern singen, so wollen wir sie die Melodie lehren: Zu Hilfe, man erschlägt mich!“

Dieser rohe Scherz wurde durch wüthendes Geschrei und Geklatsch begrüßt, dem die Stentorstimme ein Ende machte, indem sie rief:

„Still!“

„Still! Still!“ antwortete die Menge, „hört auf den Steinbrecher.“

„Wenn die Verschlinger solche Hasen sind, daß sie nach einem zweiten Steinregen nicht herauszukommen wagen, so ist da unten eine Thüre; die schlagen wir ein und wir holen sie aus ihren Löchern heraus.“

„Es wäre besser, wenn wir sie Alle zum Kampfe herauslocken könnten, so daß Keiner in der Fabrik blieb,“ sagte der kleine Mann, der noch etwas im Hintergrunde zu haben schien.

„Man schlägt sich, wo man kann,“ fiel der Steinbrecher mit donnernder Stimme ein; „wenn nur geschlagen wird, das Uebrige bleibt sich gleich, nicht wahr, meine Wölfe?“

„Ja, ja,“ fiel die Menge, durch diese Worte electrisirt,

ein, „wenn sie nicht herauskommen, dringen wir mit Gewalt ein.“

„Wir besehen ihren Palast.“

„Die Heiden haben nicht einmal eine Capelle,“ sprach die Baßstimme. „Der Herr Pfarrer hat sie verdammt..“

„Warum sollen sie einen Palast und wir nur Hundehütten haben?“

„Die Arbeiter des Herrn Hardy meinen, die Hundehütten wären für solche Canaillen, wie Ihr, noch viel zu gut,“ schrie der kleine Mann mit dem Frettchengesichte.

„Ja, ja, sie haben es gesagt.“

„Wir wollen Alles bei ihnen zerschlagen.“

„Ihren Bazar wollen wir demoliren.“

„Das Haus aus den Fenstern herauswerfen.“

„Und wenn wir die Weiber drin, welche die Zierpuppen spielen, haben singen lassen,“ schrie die Ciboule, „dann wollen wir sie mit Steinschlägen auf die Köpfe tanzen lehren.“

„Achtung, Wölfe!“ schrie der Steinbrecher; „noch eine Ladung, und wenn die Verschlinger nicht herauskommen, nieder mit dem Thore!“

Dieser Antrag wurde mit Beifallsgeschrei aufgenommen, und der Steinbrecher, dessen Stimme den großen Lärm durchdrang, rief mit seinen herculischen Lungen:

„Achtung, Wölfe! Steine zur Hand . . und gleichzeitig geworfen! Seid Ihr fertig?“

„Ja, ja.“

„An! Feuer!“

Zum zweitenmale flog ein Hagel von Steinen gegen die Seite des gemeinschaftlichen Hauses, welche in das Freie sah; ein Theil dieser Steine zertrümmerte die Fensterscheiben, welche das erstemal ganz geblieben waren, und mit dem Klirren der Scheiben verband sich das wilde Geschrei, welches die Menge ausstieß: „Kampf und Tod den Verschlingern!“

Bald aber wurde dieses Geschrei auf's Aeußerste gesteigert, als die Angreifer hinter den zertrümmerten Fenstern Frauen ängstlich hin und her laufen, Kinder forttragen oder die Arme flehentlich zum Himmel wenden sahen, während andere, muthigere, an die Fenster selbst sich wagten, um wo möglich die Jalousien zuzumachen.

„Ach, . . die Ameisen kommen heraus!“ rief die Ciboule, indem sie sich bückte, um einen Stein aufzuheben; „man muß ihnen mit Steinen schneller forthelfen.“

Und der Stein, welcher von der männlichen und sichern Hand der Megäre geschleudert wurde, traf eine unglückliche Frau, die sich über das Fenster herausbog, um den Laden zu fassen.

„Getroffen — ins Weiße!“ rief das häßliche Geschöpf.

„Es lebe Ciboule!“

„Kommt doch heraus, Verschlinger, wenn Ihr es wagt!“

„Sie haben ja hundertmal gesagt, die Leute in der Gegend wären so feig, daß sie ihr Haus nicht einmal anzusehen wagten,“ fiel der kleine Mann mit dem Frettchengesichte ein.

„Und jetzt wollen sie nicht herauskommen!“ rief der Steinbrecher mit Donnerstimme; „wir wollen sie herausräuchern.“

„Ja . . ja.“

„Die Thüre eingeschlagen!“

„Wir müssen sie finden.“

„Vorwärts!“

Und die Menge, der Steinbrecher voran, neben welchem Ciboule, einen Knüttel schwingend, ging, rückte lärmend gegen ein nicht weit entferntes Thor.

Die Erde bebte unter den eiligen Fußtritten des Volkshaufens, der jetzt nicht schrie; aber das dumpfe, gleichsam unterirdische Geräusch war noch schauerlicher als das wüthende Geschrei.

Die Wölfe kamen bald an dem massiven eichenen Thore an, und sobald der Steinbrecher mit einem furcht-

baren Hammer an einen der Flügel geschlagen hatte, flog derselbe auf.

Einige der entschlossensten Angreifer stürzten sich durch diesen Eingang hinein, aber der Steinbrecher breitete die Arme davor aus, um den Eifer zu mäßigen und den Seinigen Ruhe zu gebieten. Sie drängten sich also um ihn.

Durch die halbgeöffnete Thüre hindurch bemerkte man eine leider nur geringe Anzahl von Arbeitern, deren Haltung aber Entschlossenheit verrieth; sie hatten sich in der Eile mit Zangen, großen Gabeln und Stöcken bewaffnet. Agricol, der an ihrer Spitze stand, hielt seinen schweren Schmiedehammer in der Hand.

Der junge Handwerker sah sehr blaß aus, aber man erkannte es an dem Feuer in seinen Augen, an seiner herausfordernden Miene und an seiner unerschrockenen Festigkeit, daß das Blut seines Vaters in seinen Adern kochte und daß er in einem gleichen Kampfe schrecklich werden könnte. Gleichwohl mäßigte er sich und rief den Steinbrecher mit fester Stimme an:

„Was wollt Ihr?“

„Kampf!“ rief der Steinbrecher mit Donnerstimme.

„Ja, ja . . Kampf!“ wiederholte die Menge.

„Still, Wölfe!“ schrie der Steinbrecher, indem er sich umdrehete und seine Riesenfaust gegen die Menge hinausstreckte.

Dann sprach er zu Agricol:

„Die Wölfe wollen kämpfen.“

„Gegen wen?“

„Gegen die Verschlinger.“

„Es sind keine Verschlinger hier,“ antwortete Agricol, „sondern ruhige Arbeiter; entfernt Euch.“

„So werden die Wölfe die ruhigen Arbeiter fressen.“

„Die Wölfe werden Niemanden fressen,“ antwortete Agricol, indem er den Steinbrecher ansah, der sich ihm drohend näherte, „und nur Kinder werden sich vor ihnen fürchten.“

„Meinst Du?“ entgegnete der Steinbrecher mit höhnischem Lachen. Dann erhob er seinen schweren Hammer, hielt ihn Agricol dicht vor das Gesicht und fragte: „ist das zum Lachen?“

„Und das?“ entgegnete Agricol, indem er mit einer raschen Bewegung den Hammer des Steinbrechers mit seinem Schmiedehammer zurückstieß.

„Eisen gegen Eisen, — Hammer gegen Hammer, so ist's recht,“ sagte der Steinbrecher.

„Es kommt hier nicht darauf an, was Euch recht ist,“ antwortete Agricol, der kaum an sich zu halten vermochte; „Ihr habt unsere Fenster eingeworfen, unsere Frauen erschreckt und den ältesten Arbeiter der Fabrik, der in diesem Augenblicke in den Armen seines Sohnes liegt — vielleicht

tödtlich verwundet" — die Stimme Agricols zitterte unwillkührlich; „das ist, denke ich, genug."

„Nein. Die Wölfe haben noch mehr Hunger," antwortete der Steinbrecher; „Ihr Hasen alle müßt herauskommen, hierher ins Freie, und müßt Euch mit uns schlagen."

„Ja, ja, sie müssen heraus!" schrie die Menge unter Heulen und Pfeifen, während sie die Knüttel schwang und näher an die Thüre drängte.

„Wir werden uns nicht mit Euch schlagen," antwortete Agricol, „wir werden unser Haus nicht verlassen; wenn Ihr aber das Unglück habt, darüber zu schreiten" — Agricol warf seine Mütze an die Thüre und trat fast darauf, — „wenn Ihr uns in unserm Hause angreift, müßt Ihr für Alles stehen, was vielleicht geschieht."

„Wir werden uns schlagen, bei Dir oder anderswo; die Wölfe wollen die Verschlinger fressen. Aufgepaßt!" rief der Steinbrecher, indem er den Hammer gegen Agricol erhob.

Dieser entging durch eine rasche Seitenbewegung dem Schlage und schleuderte dann seinen Hammer gerade gegen die Brust des Steinbrechers, der einen Augenblick wankte, bald aber wieder fest auf den Beinen stand, sich wüthend auf Agricol stürzte und ausrief:

„Zu mir, Wölfe!"

Siebentes Kapitel.

Das Geheimniß.

Sobald der Kampf zwischen Agricol und dem Steinbrecher begonnen hatte, wurde das Gedränge und der Streit schrecklich, unversöhnlich; ein Haufen der Angreifenden, die dem Steinbrecher nachdrängten, stürzten sich durch das Thor mit unwiderstehlichem Ungestüm hinein; Andere, welche durch das entsetzliche Gedränge sich nicht hindurcharbeiten konnten, in welchem die Ungestümsten die minder Eifrigen niederwarfen und zerdrückten, machten einen ziemlich weiten Umweg, schlugen ein Stacket ein, und nahmen so die Arbeiter der Fabrik gleichsam zwischen zwei Feuer; einige widerstanden muthig, andere dagegen, als sie Ciboule mit einigen ihrer schrecklichen Genossinnen und mehrere Pariser Taugenichtse nach dem gemeinschaftlichen Hause zueilen sahen, stürzten dieser Schaar nach, da aber einige Begleiter des schrecklichen Weibes sich umdrehten und den Zugang zu der Treppe den Arbeitern streitig machten, so konnte Ciboule mit drei oder vier ähnlichen Weibern und eben so vielen gemeinen Männern in mehrere Zimmer eindringen, um da zu plündern und alles zu zerschlagen.

Eine Thüre, die anfangs widerstanden hatte, wurde bald eingeschlagen; Ciboule stürzte mit erhobenem Knüttel,

mit aufgelöſetem Haar, wüthend, berauſcht durch den Tumult, hinein. Ein ſchönes junges Mädchen (Angela), welche den Eingang zu einem zweiten Zimmer vertheidigen zu wollen ſchien, warf ſich endlich auf ihre Knie nieder und rief, mit gefaltenen Händen, flehentlich:

„Thut meiner Mutter nichts zu leide!"

„Erſt kommſt Du, dann Deine Mutter!" rief das entſetzliche Weib, indem ſie auf die Unglückliche ſtürzte und ihr das Geſicht mit ihren Nägeln zu zerkratzen verſuchte, während ihre Begleiter den Spiegel und die Uhr zerſchlugen und andere Gegenſtände ſich aneigneten.

Angela ſchrie ſchmerzlich, während ſie ſich gegen Ciboule ſträubte, und ſuchte noch immer das Zimmer zu vertheidigen, in welches ſich ihre Mutter geflüchtet hatte, die durch das Fenſter hinaus Agricol um Hilfe rief.

Der Schmied befand ſich wieder im Handgemenge mit dem ſchrecklichen Steinbrecher. Ihre Hämmer waren bei dieſem Ringerkampfe nutzlos geworden; mit flammendem Auge, die Zähne zuſammengebiſſen, Bruſt an Bruſt, in einander verſchlungen, wie zwei Schlangen ſtrengten ſie alle ihre Kräfte an, um einander zu Boden zu bringen; Agricol hatte ſich gebückt und hielt unter ſeinem rechten Arm die linke Kniekehle des Steinbrechers, die er gefaßt hatte, als er einen kräftigen Fußtritt des Mannes parirte; aber der Führer der Wölfe beſaß eine ſolche Rieſenkraft,

daß er unerschütterlich wie ein Thurm dastand, ob er sich gleich nur auf einen Fuß stützen konnte. Mit der Hand, die er frei hatte (die Andere wurde von Agricol wie in einem Schraubstocke festgehalten) suchte er durch wiederholte Faustschläge von unten herauf Agricols Kinnlade zu zerschmettern, der seine Stirn auf die Magengegend seines Gegners stützte.

„Der Wolf wird dem Verschlinger die Zähne zerbrechen, so daß er nichts mehr verschlingen soll,“ sagte der Steinbrecher.

„Du bist kein ächter Wolf,“ antwortete der Schmied, indem er seine Anstrengungen verdoppelte; „die ächten Wölfe sind brave Bursche, die nicht zehn gegen Einen kommen.“

„Wahr oder falsch, ich schlage Dir die Zähne ein.“

„Und ich Dir das Bein,“ sagte der Schmied, welcher zugleich das Bein des Steinbrechers so kräftig nach der Seite riß, daß dieser einen heftigen Schmerzensschrei ausstieß und mit der Wuth eines wilden Thieres Agricol in den Hals biß.

Bei diesem schmerzhaften Bisse machte der Schmied eine Bewegung, welche dem Steinbrecher erlaubte, sein Bein frei zu machen, und er stürzte sich nun durch eine übermenschliche Anstrengung mit aller seiner Macht auf Agricol, so daß dieser wankte und fiel.

In diesem Augenblicke rief die Mutter Angelas mit herzzerreißender Stimme aus einem Fenster heraus:

„Zu Hilfe, Herr Agricol, man mordet meine Tochter!“

„Laß mich los, und auf Manneswort, wir machen unsern Streit morgen aus, wo Du willst,“ sagte Agricol keuchend.

„Nichts Aufgewärmtes!“ antwortete der Steinbrecher, der den Schmied mit seinen fürchterlichen Händen an der Gurgel packte und ihm das Knie auf die Brust zu setzen versuchte.

„Zu Hilfe! ... Man mordet meine Tochter!“ rief die Mutter Angelas nochmals.

„Gnade! Ich bitte Dich um Gnade! Laß mich los,“ sprach Agricol, indem er unerhörte Anstrengungen machte, um seinem Gegner zu entgehen.

„Ich habe zu viel Hunger,“ antwortete der Steinbrecher.

In der Angst über die Gefahr Angelas verdoppelte Agricol die Anstrengung, als der Steinbrecher sich von scharfen Zähnen an dem Schenkel gepackt fühlte und gleichzeitig einige kräftige Stockhiebe auf den Kopf erhielt.

Er ließ los und sank betäubt auf ein Knie und eine Hand, während er mit der andern die Hiebe zu pariren suchte, die auch noch nicht aufhörten, als Agricol frei war.

„Vater ... Du rettest mich ... Wenn es nur für Angela nicht zu spät ist!“ rief der Schmied, indem er sich aufrichtete.

„Geh, lauf, kümmere Dich nicht um mich,“ antwortete Dagobert.

Und Agricol eilte in das gemeinschaftliche Haus.

Dagobert hatte mit Murr, wie schon angezeigt, die Töchter des Marschalls Simon zu ihrem Großvater begleitet. Der Soldat, der eben in dem Tumulte ankam, hatte einige Arbeiter gesammelt, um den Zugang zu dem Zimmer zu vertheidigen, in welches der Vater des Marschalls sterbend gebracht worden war, und von da aus hatte er die Gefahr Agricols gesehen.

Bald trennte eine andere Woge des Gedränges Dagobert von dem Steinbrecher, der einige Augenblicke ohne Besinnung gewesen war.

Agricol, der mit zwei Sätzen in dem gemeinschaftlichen Hause war, warf die Männer nieder, welche die Treppe vertheidigten und eilte in den Corridor hin, auf welchem sich die Wohnung Angelas befand.

In dem Augenblicke, als er ankam, vertheidigte die Unglückliche ihr Gesicht mit beiden Händen gegen Ciboule, die, wie eine Hyäne gegen sie erbittert, das glatte Lärvchen zu zerfetzen suchte.

Sich auf die schreckliche Frau stürzen, sie an dem rothen

Haar mit unwiderstehlicher Gewalt packen, sie rücklings niederwerfen und ihr einen kräftigen Fußtritt auf die Brust versetzen, war für Agricol das Werk eines Augenblickes.

Obwohl schwer verletzt, richtete sich Ciboule in ihrer Wuth doch alsbald wieder auf; in diesem Augenblicke erschienen aber einige Arbeiter aus der Fabrik, welche Ciboule und deren Bande aus diesem Theile des Hauses trieben, während Agricol Angela aufhob und die halb ohnmächtige in das Nebenzimmer trug.

Nach dem ersten Feuer des Angriffes trat die sehr geringe Anzahl ächter Wölfe, wie sich Agricol ausdrückte, ehrliche Arbeiter, die nur so schwach gewesen waren, sich zur Theilnahme an diesem Unternehmen mit fortreißen zu lassen, und jetzt sahen, welche Ausschweifungen die Vagabunden zu begehen anfingen, plötzlich auf die Seite der Verschlinger.

„Es giebt hier keine Wölfe und keine Verschlinger mehr," sagte einer der entschlossensten der Wölfe zu Olivier, mit dem er sich tüchtig aber ehrlich geschlagen hatte, „sondern nur ehrliche Handwerker, welche sich vereinigen müssen, um das Gesindel zu vertreiben, das hierher gekommen ist, um zu zerschlagen und zu plündern."

„Ja," sagte ein Anderer, „man hat gegen unsern Willen die Fenster in Eurem Hause eingeworfen."

„Der Steinbrecher hat Alles angefangen," sagte ein

Dritter; „die ächten Wölfe mögen nichts von ihm wissen; er wird seinen Theil bekommen.“

„Man kann einander alle Tage tüchtig durchprügeln, aber man achtet einander doch*).“

Dieser Abfall eines Theils der Angreifer, leider nur eines sehr kleinen Theils, gab den Arbeitern der Fabrik neuen Muth und Alle, Wölfe und Verschlinger, vereinigten sich, obgleich an Zahl gering, gegen das Gesindel, welches wohl noch Beklagenswertheres im Sinne hatte.

Eine Anzahl dieser Elenden, welche durch den kleinen

*) Wir erklären hier, daß nur die Nothwendigkeit unserer Geschichte den Wölfen die angreifende Rolle zugetheilt hat. Wenn wir auch einen der Mißbräuche der Gesellenverbrüderung nachweisen wollen, die übrigens von Tage zu Tage mehr verschwinden, so möchten wir doch einem Theile nicht mehr Rohheit zuschreiben als einem andern. Die Wölfe, Steinhauer, sind meist sehr arbeitsame, verständige Arbeiter, deren Lage um so mehr Theilnahme verdient, als ihre Arbeiten, welche eine fast mathematische Genauigkeit verlangen, nicht blos sehr beschwerlich sind, ja die drei bis vier Monate diese schwere Arbeit nicht einmal haben, da ihr Handwerk leider zu denen gehört, welche im Winter nothgedrungen feiern müssen. Eine ziemlich große Anzahl Wölfe hören, um sich in ihrem Geschäfte zu vervollkommnen, jeden Abend geometrische Vorlesungen, auf die Bearbeitung der Steine angewendet, gleich denen, welche Agricol Perdiguier den Tischlergesellen hält. Mehrere Steinhauergesellen hatten selbst bei der letzten Ausstellung ein Architecturstück von Gyps mit ausgestellt.

Mann mit dem Frettchengesichte, den Emissair des Baron Tripeaud, aufgereizt waren, begab sich in Masse nach den Werkstätten Hardys, und es begann da eine beklagenswerthe Verwüstung, denn diese Menschen, welche die Zerstörungswuth ergriffen hatte, zertrümmerten ohne Erbarmen Maschinen von großem Werthe und zerstörten die halbvollendeten Arbeiten, und die Werkstätten, kurz vorher Muster von Ordnung, enthielten bald nur Trümmer; die Höfe waren mit Gegenständen aller Art bestreut, welche man unter wildem Geschrei und unter barbarischem Gelächter aus den Fenstern herauswarf. Dann wurden, immer auf die Anregung des kleinen Mannes, die Handelsbücher Hardys, jenes für den Handelsmann so unentbehrliche Archiv, zerrissen, umhergestreut und durch eine Bande mit Füßen getreten, die aus den Schlechtesten in dieser Menge, aus schmutzigen, zerlumpten Männern und Frauen mit Galgenphysiognomien bestand, welche einander an den Händen faßten und sich unter grauenhaftem Geschrei im Kreise dreheten.

Seltsamer, schmerzlicher Contrast! Bei dem betäubenden Lärme dieser Scenen des Tumultes und der Verwüstung, kam ein Auftritt imposanter, ergreifender Ruhe in dem Zimmer des Vaters des Marschalls Simon vor, an dessen Thüre einige ergebene Freunde Wache hielten.

Der alte Handwerker lag auf seinem Bette, den Kopf

von einer Binde verhüllt, unter welcher man sein blutiges weißes Haar sah . . Sein Gesicht war blaufarbig, sein Athem kurz, sein Blick ausdruckslos und stier.

Der Marschall Simon, der am Bette stand, und über seinen Vater sich beugte, achtete mit verzweiflungsvoller Angst auf das geringste Zeichen von Bewußtsein an dem Sterbenden, dessen Hand ein Arzt gefaßt hatte, um den Puls zu beobachten.

Rosa und Bianca, welche Dagobert in die Fabrik begleitet hatte, beteten mit gefaltenen Händen und weinend vor dem Bette; etwas weiterhin, im Schatten des Zimmers kaum kennbar, denn die Zeit war verstrichen und der Abend nahete, stand Dagobert, die Arme auf der Brust gekreuzt.

Es herrschte eine tiefe feierliche Stille, die nur von Zeit zu Zeit von dem Schluchzen Rosas und Biancas oder durch das Aechzen des alten Simon unterbrochen wurde.

Die Augen des Marschalls waren trocken, düster, brennend; er wendete sie von dem Gesichte seines Vaters nur ab, um den Arzt fragend anzusehen.

Dieser Arzt war — Baleinier.

Da das Irrenhaus des Doctors sich ziemlich nahe an dem der Fabrik nächsten Thore von Paris befand und er in der Umgegend berühmt war, so hatte man zu ihm gesandt, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Mit einemmale machte Doctor Baleinier eine Bewegung, und der Marschall Simon, der ihn nicht aus den Augen ließ, fragte:

„Hoffnung?"

„Wenigstens erholt sich der Puls ein wenig, Herr Marschall."

„Er ist gerettet!" rief dieser aus.

„Machen Sie sich keine trügerischen Hoffnungen, Herr Herzog," antwortete der Doctor ernst; „der Puls erholt sich in Folge der heftigen Reizmittel, die ich auf die Füße legen ließ, aber ich weiß nicht, welchen Ausgang die Crisis nehmen wird."

„Vater! Vater! Hörst Du mich?" fragte der Marschall, als er sah, daß der alte Mann den Kopf leicht bewegte und mit den Augenwimpern zuckte.

Er öffnete dann wirklich die Augen und sie hatten wieder einen verständigen Ausdruck.

„Vater .. Du siehst .. Du erkennst mich," sprach der Marschall voll Hoffnung und Freude.

„Peter .. Du bist da?" antwortete der Alte matt; „.. gieb .. Deine Hand .."

Und er bewegte sich leicht.

„Da .. Vater," sprach der Marschall, indem er die Hand des Alten drückte, worauf er über seinen Vater sank,

die Hände, das Gesicht und das Haar desselben mit Küssen bedeckte und ausrief:

„Er lebt! .. Ach Gott, er lebt! Er ist gerettet!“

In diesem Augenblick drang das Geschrei des neu beginnenden Kampfes draußen zu den Ohren des Verwundeten und er sprach:

„Dieser Lärm .. Dieser Lärm! Man schlägt sich also?“

„Ich glaube, es ist fast vorüber,“ sprach der Marschall, um seinen Vater nicht zu ängstigen.

„Peter,“ fuhr der Alte mit schwacher Stimme fort, .. „ich habe .. für lange Zeit..“

„Vater!“

„Mein Sohn, laß mich sprechen, .. damit ich Dir .. Alles sagen kann.“

„Mein Herr,“ sagte Baleinier salbungsvoll zu dem alten Handwerker, „der Himmel will vielleicht ein Wunder an Ihnen thun; zeigen Sie sich dankbar; ein Geistlicher..“

„Ein Geistlicher? Ich danke, Herr, .. ich habe meinen Sohn,“ antwortete der Alte; „in seinen Armen .. will ich .. den Geist aufgeben .. der immer treu und ehrlich gewesen ist.“

„Sterben? Du ..“ rief der Marschall aus; „nein, nein!“

„Peter," sprach der Alte mit einer Stimme, die immer schwächer wurde, „Du hast mich eben .. um einen Rath gefragt .. wegen etwas .. Wichtigem .. Ich glaube .. der Wunsch .. Dich über Deine Pflicht .. aufzuklären, .. hat mich einen Augenblick wieder ins Leben gerufen, denn .. ich würde sehr unglücklich sterben, wenn .. ich Dich auf einem Wege wüßte, .. der Deiner .. und meiner nicht würdig ist ... Höre also, mein Sohn .. mein treuer Sohn; .. in diesem letzten Augenblicke .. irrt sich ein Vater nicht .. Du hast eine große Pflicht .. zu erfüllen, sonst würdest Du nicht als Mann von Ehre handeln, .. sonst würdest Du .. meinen letzten Willen .. verkennen. Du mußt .. ohne Zögern .."

Die Stimme des Alten war immer schwächer geworden, und als er die letzten Worte sprach, war sie kaum noch vernehmlich.

Die einzigen Worte, welche der Marschall Simon noch verstand, waren Napoleon! — Schwur .. Schande .. mein Sohn. Dann bewegte der Alte nur noch die Lippen ..

In dem Augenblicke, als er starb, war es ganz Nacht geworden, und man hörte draußen plötzlich den schrecklichen Ruf: „Feuer! Feuer!"

Die Flammen schlugen aus einem Gebäude der Werkstätte auf, das mit brennbaren Gegenständen gefüllt war,

und in das sich der kleine Mann mit dem Frettchengesichte geschlichen hatte.

Gleichzeitig vernahm man in der Ferne Trommelwirbel, welcher die Ankunft eines Detaschements Truppen verrieth.

— — — — — — — — — — —

Seit einer Stunde brannte trotz aller Anstrengungen die Fabrik.

Die Nacht war hell, kalt, gestirnt; der Nordwind wehete stark. Ein Mann kam querfeldein hinter einem Hügel, welcher ihm die Flammen verdeckte, langsam und in ungleichen Schritten heran. Der Mann war Hardy.

Er hatte zu Fuße über die Felder zurückkehren wollen, in der Hoffnung, daß das Gehen das Fieber beruhigen würde, das ihn mit eiskaltem Froste schüttelte. Man hatte ihn nicht getäuscht . . Die Geliebte, jene edele Frau, bei welcher er nach der schrecklichen Täuschung, die er erfahren, hätte eine Zuflucht finden können, hatte Frankreich verlassen. Er konnte nicht daran zweifeln; Margarethe war nach Amerika abgereiset; ihre Mutter hatte von ihr verlangt als Buße für ihr Vergehen, daß sie ihm, dem sie ihre Pflicht als Gattin geopfert hatte, kein Wort zum Abschied schreibe. Margarethe hatte gehorcht. Sie hatte ihm ja übrigens oft gesagt: zwischen meiner Mutter und Ihnen würde ich nicht schwanken. Sie hatte nicht ge-

schwankt .. Es war also keine Hoffnung mehr; auch wenn der Ozean ihn nicht von Margarethe trennte, war sie, wie er wußte, gegen ihre Mutter so blind gehorsam, daß er sich überzeugt halten konnte, es sei von nun an jedes Band zwischen ihm und ihr zerrissen.

Er rechnete nicht mehr auf dieses Herz .. seine letzte Zuflucht.

Die beiden belebendsten Wurzeln seines Lebens waren also mit einem Schlage, an einem Tage, fast gleichzeitig ausgerissen, abgebrochen.

Was bleibt Dir nun noch, arme Sensitive, wie Dich Deine Mutter nannte? Was bleibt Dir, das Dich über diese letzte verlorene Liebe, über diese Freundschaft trösten könnte, welche die Ehrlosigkeit aus Deinem Herzen gerissen hat? Ach, es bleibt Dir die Sorge für die Welt, die Du nach Deinem Bilde geschaffen hast, die kleine so friedliche, so blühende Colonie, wo die Arbeit Freude und Lohn bringt; die würdigen Handwerker, die Du so glücklich, so gut, so dankbar gemacht hast, .. sie werden Dir nicht untreu werden. Es ist dies auch eine heilige und große Liebe; sie sei Dein Schirm und Schutz bei dem schrecklichen Einsturz Deines heiligsten Glaubens.

Die Ruhe dieses friedlichen lachenden Ortes, der Anblick des Glückes ohne Gleichen, das die Deinigen da ge-

nießen, wird Dein armes .. so schwer verwundetes Herz stärken.

Vorwärts! Bald stehst Du auf dem Gipfel des Hügels, von dem Du aus der Ferne in der Ebene das Paradies der Handwerker sehen kannst, dessen angebeteter Gott Du bist.

Hardy war auf dem Gipfel des Hügels angekommen, und in diesem Augenblicke schlugen die Flammen, die man eine Zeit lang zurückzuhalten vermocht hatte, mit neuer Wuth in dem gemeinschaftlichen Hause aus, das sie ergriffen hatten.

Ein heller Schein, der anfangs weißlich war, dann roth wurde, glühete am Horizonte.

Hardy starrte ihn mit ungläubigem Staunen an . . Mit einemmale brach eine ungeheuere Flammensäule aus einem Rauchwirbel funkensprühend hervor, stieg hoch gen Himmel empor und warf ihren grellen Schein über die ganze Gegend bis zu den Füßen Hardys.

Der heftige Nordwind, welcher die Flammen auf und niederpeitschte, trug Hardy bald auch die Töne der Sturmglocke aus seiner brennenden Fabrik zu.

Der schwarze javanische Panther.

Erstes Kapitel.

Der Unterhändler.

Es sind wenige Tage seit dem Brande der Fabrik Herrn Hardys vergangen. Die nachfolgende Scene spielt in der Clovis-Straße in Paris in dem Hause, in welchem Rodin ein Absteigequartier gehabt hatte und wo auch Pomponröschen wohnte, welche ohne alle Bedenklichkeit die Stübchen ihres Freundes Philemon benutzte.

Es war ungefähr Mittag, und Pomponröschen, die allein in dem Zimmer des noch immer abwesenden Studenten saß, frühstückte ganz vergnügt neben dem Kamine. Aber welches seltsame Frühstück, welches ungewöhnliche Feuer, welches sonderbare Zimmer!

Man denke sich ein ziemlich großes Zimmer mit zwei Fenstern ohne Vorhänge, — denn da die Fenster auf die Dächer gingen, so fürchtete der Inhaber keine zudringlichen Blicke. Die eine Seite des Zimmers diente als Garderobe; es hing daran an Haken der zierliche Maskenanzug Pomponröschens, nicht weit davon der Ruderkittel Philemons und seine weiten kurzen Beinkleider von grauer Lein-

wand, so stark getheert, Potz Haifisch! als hätte der muthige Schiffer während einer Reise um die Erde im Mastkorbe einer Fregatte zugebracht. Ein Kleid Pomponröschens breitete sich anmuthig über einem Paar Hosenbeinen aus, die unter dem Frauenrocke hervorzukommen schienen. Auf dem letzten Bret eines kleinen sehr staubigen und vernachlässigten Büchergestells sah man neben drei alten Stiefeln, (warum drei Stiefeln?) und mehrern leeren Flaschen einen Todtenkopf, als Erinnerung an die anatomischen Studien und die Freundschaft eines Studenten der Medicin. In Folge eines in der Studentenwelt sehr beliebten Scherzes hielt dieser Kopf zwischen den blendendweißen Zähnen eine thönerne Pfeife mit schwarzgerauchtem Kopfe und der glänzende Schädel verschwand zur Hälfte unter einem alten Hute, der keck auf der Seite saß und ganz mit Blumen und verschossenen Bändern bedeckt war. Wenn Philemon betrunken war, betrachtete er lange diesen Todtenkopf, und hielt selbst äußerst dithyrambische Monologe über die philosophische Zusammenstellung des Todes und der thörichten Freuden des Lebens.

Zwei oder drei Gipsabgüsse mit mehr oder minder abgebrochenen Nasen und Kinn, die an der Wand hingen, zeugten von der einstmaligen Vorliebe Philemons für die Wissenschaft der Phrenologie, aus deren geduldigen Studien er den ernsten Schluß gezogen hatte: da bei ihm der

Höcker des Schuldenmachens außerordentlich entwickelt sei, so müsse er sich in das Geschick seiner Organisation ergeben, die ihm die Gläubiger als eine Lebensbedingung auferlegte.

Auf dem Kamine stand unberührt in seiner Majestät das riesenhafte Festglas Philemons neben einer Porzellan-Théekanne ohne Hals, und ein Dintefaß von schwarzem Holze, dessen Oeffnung unter einem grünlichen Schimmel halb verdeckt war.

Von Zeit zu Zeit wurde die Stille durch das Girren der Tauben unterbrochen, die Pomponröschen gastfreundlich in dem Arbeitszimmer Philemons aufgenommen hatte.

Pomponröschen, die sehr frostig war, saß neben dem Kamine und schien sich in der lauen Wärme eines Sonnenstrahles behaglich zu fühlen, der sie mit seinem goldnen Lichte überströmte.

Das drollige Mädchen trug einen höchst barocken Anzug, welcher aber die blühende Frische ihrer siebzehn Jahre und ihr reizendes Gesichtchen mit dem schönen blonden Haar recht hervorhob, welches immer gleich vom Morgen an sorgsam gekämmt und geglättet war.

Pomponröschen hatte unbefangen über ihr Hemd als Schlafrock das große rothwollene Hemd Philemons gezogen, das zu dessen offiziellem Rberercostume gehörte; der offene zurückgeschlagene Kragen ließ das weiße Hemd des

Mädchens, so wie ihren Hals, den Obertheil der runden Brust und ihre Achseln mit Grübchen sehen, welche so fest und glatt waren, daß das rothe Hemd auf der Haut in röthlicher Farbe sich abzuspiegeln schien. Die frischen runden Arme der Grisette ragten halb aus den weichen aufgeschlagenen Aermeln hervor und man sah auch zur Hälfte die übereinander geschlagenen reizenden Beine in weißen glattgezogenen Strümpfen und kleinen Schuhen. Ein schwarzseidenes Tuch, welches das rothe Hemd um die Wespentaille Pomponröschens über den Hüften zusammenhielt, welche die Begeisterung eines modernen Phidias verdient hätten, gab diesem vielleicht etwas zu verrätherisch üppigen Anzuge eine originelle Anmuth.

Wir haben angeführt, das Feuer, an welchem sich Pomponröschen erwärmte, sei ein ungewöhnliches gewesen. Man urtheile selbst. Die Verschwenderin, der es an Feuermaterial gebrach, wärmte sich ökonomisch mit den Stiefelhölzern Philemons, welche übrigens ein merkwürdig regelmäßiges Brennmaterial gaben.

Wir haben ferner behauptet, das Frühstück Pomponröschens sei seltsam gewesen. Man urtheile. Auf einem Tischchen vor ihr stand ein Waschbecken, in welchem sie eben ihr frisches Gesichtchen in eben so frisches Wasser getaucht hatte; aus diesem Waschbecken, das nun in eine Schüssel umgewandelt war, nahm Pomponröschen, allerdings mit

den Fingern, große grüne fürchterlich mit Essig getränkte Sallatblätter, dann zerbiß sie dieses Grün mit ihren kleinen weißen Zähnen mit zu vortrefflichem Schmelz, als daß sie hätten stumpf werden können. Als Getränk hatte sie sich ein Glas Wasser mit Johannisbeersaft zurecht gemacht, und sie rührte diese Mischung mit einem hölzernen Senflöffel um. Als Nebengericht sah man ein halbes Dutzend Oliven in einer Schale von halbdurchsichtigem blauen Glase, und ihr Dessert bestand aus Nüssen, die sie auf einer im Feuer der Stiefelhölzer Philemons glühend gemachten Schaufel eben rösten wollte.

Daß Pomponröschen bei einer so seltsam gewählten Nahrung durch die Frische ihres Teints ihren Namen verdienen konnte, ist eines der Wunder, welche von der Allmacht der Jugend und Gesundheit zeugen.

Nachdem Pomponröschen ihren Sallat verzehrt hatte, wollte sie ihre Oliven verzehren. In diesem Augenblicke wurde aber bescheiden an die Thüre geklopft, die vorsichtig von innen verriegelt worden war.

„Wer ist da?“ fragte Pomponröschen.

„Ein Freund,“ antwortete eine helle fröhliche Stimme.

„Ach, Sie sind's, Klappermühle?“

„Ja, liebes Pflegekind . . Machen Sie schnell auf . . Es hat Eile.“

„Ich soll Ihnen aufmachen? Sieh! Sieh! So wie ich bin . . das wäre hübsch.“

„Das glaube ich, . . so wie Sie sind, wäre es hübsch, sehr hübsch sogar, rosigste aller Rosen, mit denen Amor jemals seinen Fächer geschmückt hat!“

„Gehen Sie, dicker Apostel, und predigen Sie Buße und Moral in Ihrer Zeitung,“ antwortete Pomponröschen, während sie das rothe Hemd wieder zu dem Anzuge Philemons hing.

„Wollen wir lange so zur Erbauung der Nachbarn durch die Thüre hindurch uns unterhalten?“ fragte Klappermühle . . „Bedenken Sie, daß ich Ihnen höchst wichtige Dinge mitzutheilen habe, Dinge, die Sie überraschen werden . .‘

„Lassen Sie mir nur Zeit, ein Kleid anzuziehen, dicker Quälgeist.“

„Wenn es blos meiner Schamhaftigkeit wegen geschieht, so können Sie ziemlich unbesorgt sein; ich bin kein Kopfhänger und nehme Sie gern, wie Sie eben sind.“

„Und ein solches Ungethüm ist der Liebling aller Sacristeien!“ sagte Pomponröschen, indem sie die Thüre öffnete und ein Kleid vollends zuheftelte.

„So sind Sie endlich wieder zum Taubenschlage zurückgekehrt, lieber Zugvogel!“ sprach Klappermühle, indem er die Arme übereinander schlug und Pomponröschen mit

komischer Ernsthaftigkeit vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. „Woher kommen Sie? Seit drei Tagen sind Sie nicht hier gewesen, Täubchen.“

„Es ist wahr . . ich bin erst gestern Abend zurückgekommen. Waren Sie während meiner Abwesenheit hier? . .

„Alle Tage und oft zweimal, denn ich habe Ihnen sehr Ernstes mitzutheilen.“

„Ernstes? Dann werden wir schön lachen.“

„Keineswegs, — es ist wirklich sehr ernst,“ sagte Klappermühle, indem er sich setzte . . „Vor allen Dingen, was haben Sie in den drei Tagen vorgenommen, in welchen Sie diese eheliche philemonische Wohnung verlassen hatten? Ich muß das wissen, ehe ich Ihnen mehr mittheile.“

„Wollen Sie Oliven?“ fragte Pomponröschen, indem sie eine solche Frucht verzehrte.

„Das ist Ihre Antwort, . . ich verstehe . . Armer Philemon!“

„Es ist da kein unglücklicher Philemon, böse Junge. . . Clara hatte eine Leiche im Hause, und in den ersten Tagen nach dem Begräbnisse fürchtete sie sich, die Nacht allein zu bleiben.“

„Ich glaubte, Clara sei hinreichend — gegen solche Furcht — versehen.“

„Sie irren sich, dicke Viper, da ich bei dem armen Mädchen gewesen bin, um ihr Gesellschaft zu leisten.“

„Bei dieser Betheuerung trällerte der religiöse Schriftsteller vollkommen ungläubig ein Liedchen vor sich hin.

„Das heißt, ich .. hätte Philemon Streiche gespielt,“ sagte Pomponröschen, indem sie mit dem Unwillen ungerecht verdächtiger Tugend eine Nuß aufknackte.

„Ich sage nicht Streiche, sondern nur einen ganz kleinen zierlichen Streich.“

„Ich aber sage Ihnen, daß ich nicht zu meinem Vergnügen drei Tage von hier abwesend gewesen bin, im Gegentheil, denn in dieser Zeit ist die arme Cephyse verschwunden.“

„Ja, die Lärmkönigin ist auf Reisen, die Mutter Arsene hat es mir gesagt . . Aber wenn ich von Philemon rede, antworten Sie Cephyse; das ist nicht deutlich.“

„Ich will mich von dem schwarzen Panther fressen lassen, den man in der Pforte St. Martin zeigt, wenn es nicht wahr ist . . Da fällt mir ein, Sie werden mich zu diesen Thieren führen, nicht wahr, Klappermühlchen? Es sollen allerliebste Bestien sein.“

„Sind Sie bei Sinnen?“

„Warum denn nicht?“

„Daß ich Ihre Jugend als Tanzvater zu mehr oder minder stürmischen Tulpen führe, geht an, denn dort wage ich nicht, meine frommen Herrschaften zu finden; wenn ich Sie aber zu einem Fastenschauspiele führte, da jetzt nur

Thiervorstellungen gegeben werden, würde ich mit meinen Frommen zusammentreffen und das wäre hübsch . . Sie am Arme!"

„Nehmen Sie eine falsche Nase und Stege an die Beinkleider, dicke Klappermühle, und Niemand kennt Sie."

„Jetzt reden wir nicht von falschen Nasen, sondern von dem, was ich Ihnen zu sagen habe, da Sie mir die Versicherung geben, daß Sie keine Liebschaft haben."

„Ich schwöre es," antwortete Pomponröschen feierlich, indem sie ihre linke Hand horizontal ausstreckte, während sie mit der rechten eine Nuß in den Mund steckte. Dann setzte sie verwundert hinzu und sah den Sackpalletot Klappermühles an."

„Aber, mein Gott, wie dicke Taschen haben Sie? Was haben Sie denn darin?"

„Sachen, die Sie angehen, Pomponröschen," antwortete Dumoulin ernsthaft.

„Mich?"

„Pomponröschen," sprach er mit majestätischer Miene, „wollen Sie Equipage haben? Wollen Sie, statt in diesem schrecklichen Loche zu wohnen, eine reizende Wohnung besitzen? Wollen Sie endlich wie eine Herzogin gekleidet sein?"

„Keine Dummheiten! . . Wollen Sie Oliven? Wenn

Sie nicht zulangen, esse ich sie allein . . Es ist nur noch eine übrig."

Klappermühle suchte, ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten, in einer seiner Taschen, zog ein Schmuckkästchen heraus, in dem sich ein sehr schönes Armband befand, und ließ es vor den Augen des Mädchens funkeln.

„Ach, ein prächtiges Armband!" rief sie aus, indem sie in die kleinen Hände klatschte. „Eine grüne Schlange, die sich in den Schwanz beißt . . das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon."

„Sprechen Sie nicht von Philemon, das stört mich," fiel Klappermühle ein, indem er das Armband um den Arm Pomponröschens legte, die es laut lachend geschehen ließ und dann sagte:

„Man hat Ihnen den Auftrag gegeben, das zu kaufen, dicker Apostel, und Sie wollen sehen, wie es sich ausnimmt. Nun, es ist sehr hübsch."

„Pomponröschen," entgegnete Dumoulin, „wollen Sie, ja oder nein? Bediente, eine Loge in der Oper und tausend Francs monatlich zu ihrer Toilette?"

„Noch immer der Spaß? Hören Sie auf, sagte das Mädchen, indem sie das Armband blitzen ließ, während sie ihre Nüsse knackte. „Warum denn immer eine Posse, und nicht auch einmal etwas Anderes?"

Dumoulin griff wieder in seine Tasche und zog diesmal eine reizende Kette heraus, die er um den Hals Pomponröschens legte.

„Ach, die schöne Kette!“ rief das Mädchen aus, indem sie abwechselnd den glänzenden Schmuck und den Schriftsteller ansah.

„Wenn Sie auch das gewählt haben, so haben Sie einen guten Geschmack, das muß ich sagen; aber bin ich nicht auch ein gutes Mädchen, daß ich Ihnen erlaube, den Schmuck so an mir zu probiren?“

„Pomponröschen,“ entgegnete Dumoulin immer majestätischer, „diese Kleinigkeiten sind nichts gegen das, was Sie verlangen können, wenn Sie den Rath Ihres alten Freundes anhören wollen.“

Pomponröschen fing an, Dumoulin verwundert anzusehen, und sagte zu ihm:

„Was bedeutet das, Klappermühle? Erklären Sie sich doch . . Welchen Rath meinen Sie?“

Dumoulin antwortete nicht, griff nochmals in die unerschöpflichen Taschen und holte diesmal ein Packet heraus, das er sorgfältig öffnete. Es war eine kostbare Mantille von schwarzen Spitzen.

Pomponröschen war in neuer Verwunderung aufgestanden, und Dumoulin warf rasch die reiche Mantille über die Schultern des Mädchens.

„Das ist ja prächtig! So etwas habe ich noch nicht gesehen! Welche Muster! Welche Stickereien!“ sagte Pomponröschen, indem sie Alles neugierig und, wie wir erwähnen müssen, ohne allen Eigennutz musterte. Dann setzte sie hinzu:

„Ist Ihre Tasche ein Kaufmannsladen? Wozu haben Sie alle diese schönen Sachen?“

Dann brach sie in ein lautes Lachen aus, das ihr hübsches Gesichtchen röthete, und rief:

„Jetzt weiß ich es! Ich weiß es, — es sind Brautgeschenke für die Madame Sainte-Colombe. Ich mache Ihnen mein Compliment. Sie haben gut gewählt.“

„Wo, zum Teufel, soll ich das Geld hernehmen, alle diese Wunderdinge zu kaufen?“ fiel Dumoulin ein. „Alles dies, ich wiederhole es, gehört Ihnen, wenn Sie wollen und wenn Sie mich anhören.

„Wie?“ erwiederte Pomponröschen staunend; „es wäre Ihr Ernst, was Sie da sagen?“

„Mein voller Ernst.“

„Die Anträge, als vornehme Dame zu leben?“

„Diese Schmucksachen bürgen Ihnen für die Wahrheit meiner Anerbietungen.“

„Und Sie . . Sie tragen mir dies im Namen eines Andern an, arme Klappermühle?“

„Einen Augenblick!“ sprach der Kirchenschriftsteller

mit komischer Verschämtheit, „Sie müssen mich hinreichend kennen, um überzeugt zu sein, daß ich nicht im Stande bin, Sie zu einer unehrenhaften oder . . unanständigen Handlung aufzufordern . . Ich achte Sie dazu viel zu sehr . . ungerechnet, daß es unangenehm für Philemon wäre, der mir Ihre Tugend anvertraut hat."

„Nun dann," sprach Pomponröschen in immer größerem Staunen, „begreife ich auf Ehre nichts."

„Es ist dennoch sehr einfach, . . ich . ."

„Ach, jetzt weiß ich es," unterbrach sie Dumoulin; „ein Herr will mir seine Hand, sein Herz und etwas dazu anbieten . . Können Sie mir dies nicht gleich sagen?"

„Eine Ehe? Nun ja," sagte Dumoulin achselzuckend.

„Keine Heirath?" fragte Pomponröschen, die wieder in ihr erstes Staunen versank.

„Nein."

„Und die Anträge, die Sie mir machen, sind ehrenhaft, dicker Apostel?"

„Sie können nicht ehrenhafter sein." (Dumoulin hatte Recht.)

„Und ich brauchte Philemon nicht untreu zu werden?"

„Nein."

„Auch keinem Andern treu zu sein?"

„Auch nicht."

Pomponröschen war verblüfft; dann fuhr sie fort:

„Keinen Scherz . . Ich bin nicht so dumm, um mir einzubilden, man würde mich als Herzogin leben lassen blos meiner schönen Augen wegen, wenn ich mich so ausdrücken darf,“ setzte die Schelmin mit erheuchelter Bescheidenheit hinzu.

„Sie dürfen sich vollkommen so ausdrücken.“

„Aber,“ fuhr Pomponröschen neugierig fort, „was habe ich dafür zu thun?“

„Gar nichts.“

„Nichts?“

„Nicht so viel,“ sagte Dumoulin, indem er sich auf den Nagel biß.

„Nun, was soll ich denn thun?“

„Sie haben sich so hübsch zu machen, als möglich, sich zu amusiren, spazieren zu fahren . . Anstrengend ist das nicht . . ungerechnet, daß Sie dabei zu einer guten Handlung mitwirken.“

„Wenn ich wie eine Herzogin lebe?“

„Ja, . . also entscheiden Sie sich und verlangen Sie nicht, mehr zu wissen, ich kann Ihnen nicht mehr sagen . . Uebrigens werden Sie nicht gegen Ihren Willen zurückgehalten werden . . Versuchen Sie das Leben, das ich Ihnen anbiete, und wenn es Ihnen gefällt, setzen Sie es fort; wenn nicht, so kehren Sie in Ihre philemonische Wirthschaft zurück.“

„Im Ganzen . .“

„Versuchen Sie es immerhin . . Was wagen Sie dabei?“

„Nichts, . . aber ich kann nicht glauben, daß das Alles wahr ist. Und dann,“ setzte sie zögernd hinzu, „weiß ich nicht, ob ich darf . .“

Dumoulin trat an das Fenster, öffnete es und sagte zu Pomponröschen, die hinzutrat:

„Sehen Sie . . an der Thüre des Hauses . .“

„Einen hübschen kleinen Wagen, wahrhaftig . . Gott, wie schön muß es sich darin sitzen!“

„Der Wagen gehört Ihnen . . Er wartet auf Sie.“

„Wie? Er wartet auf mich? wiederholte Pomponröschen . . . „So müßte ich mich gleich entschließen?“

„Entweder oder . .“

„Heute?“

„Augenblicklich.“

„Aber wohin führen Sie mich?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie wissen nicht, wohin Sie mich führen?“

„Nein.“ (Dumoulin sagte auch diesmal die Wahrheit). „Der Kutscher hat Befehle erhalten.“

„Wissen Sie, daß Alles dies sehr drollig ist, Klappermühle?“

„Ich hoffe es . . Wo bliebe das Vergnügen, . . wenn es nicht drollig wäre?“

„Sie haben Recht.“

„Sie nehmen also an . . Sehr schön; es freut mich Ihret- und meinetwegen.“

„Ihretwegen?“

„Ja, weil Sie mir dadurch, daß Sie einwilligen, einen großen Dienst erweisen.“

„Ihnen? Wie so?“

„Das kann Ihnen gleichgiltig sein, wenn Sie mich Ihnen nur verbinden.“

„Richtig.“

„Brechen wir auf?“

„Nun, Alles recht bedacht, . . beißen wird man mich doch nicht,“ sprach Pomponröschen entschlossen. Sie hüpfte dann auch gleich fort, nahm einen kleinen Hut, der so rosenroth aussah, wie ihr hübsches Gesicht, trat damit vor einen zersprungenen Spiegel und setzte ihn auf ihre blonden Haarscheitel, und zwar so, daß ihr weißer Nacken blos blieb und ihr niedliches Gesichtchen das muthwilligste, wir wollen nicht sagen, leichtfertigste, Aussehen erhielt.

„Meinen Mantel!“ sagte sie zu Klappermühle, dessen Herz einer großen Sorge ledig zu sein schien, da sie angenommen hatte.

„Pfui, einen Mantel!“ antwortete Dumoulin, der

zum letztenmale in eine Hintertasche, einen wahren Sack, griff und aus derselben einen sehr schönen Caschemir-Shawl nahm, den er um die Schultern Pomponröschens legte.

„Ein Caschemir!" rief das Mädchen in höchster freudiger Ueberraschung aus. Dann setzte sie mit Heldenmuth hinzu:

„Es ist beschlossen . . Ich wage es."

Und sie ging leichten Schrittes, gefolgt von Klappermühle, die Treppe hinunter.

Die ehrliche Gemüse- und Kohlenhändlerin war in ihrem Laden.

„Guten Tag, Mamsellchen, Sie sind heute sehr früh auf," sagte sie zu dem Mädchen.

„Ja, Mutter Arsene, hier ist mein Schlüssel."

„Ich danke, Mamsellchen."

„Ach, Du mein Gott, da fällt mir jetzt erst etwas ein," sagte Pomponröschen plötzlich leise, indem sie sich zu Dumoulin umdrehete und sich von der Gemüsehändlerin entfernte. „Und Philemon?"

„Philemon?"

„Wenn er ankommt!"

„Zum Teufel auch!" rief Dumoulin, indem er sich hinter dem Ohre kratzte.

„Ja, was sagt man zu Philemon, wenn er ankommt? Vielleicht bin ich lange abwesend."

„Drei bis vier Monate, denk' ich."

„Nicht länger?"

„Ich glaube nicht."

„Dann ist es gut," sagte Pomponröschen, die darauf wieder zu der Gemüsehändlerin trat und nach kurzem Nachdenken sagte:

„Mutter Arsene, wenn Philemon kommen sollte, so sagen Sie ihm, ich sei . . in Geschäften . . ausgegangen."

„Ja, Mamsellchen."

„Er möge auf mich warten, ohne die Geduld zu verlieren."

„Ja, Mamsellchen."

„Auch möge er nicht vergessen, meine Tauben in seinem Cabinet zu füttern."

„Ja, Mamsellchen."

„Adieu, Mutter Arsene."

„Adieu, Mamsellchen."

Und Pomponröschen stieg mit Dumoulin triumphirend in den Wagen.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was daraus werden wird," sagte Dumoulin bei sich, während der Wagen rasch aus der Clovis-Straße fuhr. „Ich habe meine Dummheit wieder gut gemacht und nun kümmere ich mich um das Uebrige nicht."

Zweites Kapitel.

Das Geheimniß.

Das Nachstehende geschah wenige Tage nach der Entführung Pomponröschens durch Dumoulin.

Fräulein von Cardoville saß, in Gedanken vertieft, in ihrem Arbeitszimmer, das mit grünem Damast ausgeschlagen war und in dem ein Bücherschrank von Ebenholz mit großen Caryatiden von Goldbronze stand.

An einigen bedeutungsvollen Zeichen errieth man, daß Fräulein von Cardoville ernste und traurige Gedanken in der Beschäftigung mit der Kunst zu vergessen gesucht hatte. Neben einem offenen Piano lehnte eine Harfe an einem Notenpulte; weiterhin, auf einem mit Pastell- und Aquarellfarben bedeckten Tische, sah man mehrere Blätter Papier mit lebhaft colorirten Skizzen. Die meisten derselben stellten asiatische Landschaften vor, die sämmtlich von dem Feuer der orientalischen Sonne durchglüht waren.

Fräulein von Cardoville, die noch immer ihrer Gewohnheit folgte, in ihrem Zimmer sich malerisch zu kleiden, glich an diesem Tage einem jener stolzen Portraits des Velasquez von edeler und strenger Haltung. Ihr Kleid war von schwarzem Moire mit weitem Rock, sehr langer Taille und Aermeln mit rosa Atlaspuffen und Einfassung von Glas-

fluß. Ein gesteifter spanischer Kragen reichte fast bis an ihr Kinn, und wurde durch ein breites rosa Band dicht am Halse festgehalten. Dieser Kragen, der sich leicht bewegte, legte sich über die zierliche Rundung eines rosa Atlasleibchens, das mit Glasperlen geschnürt war und am Gürtel sich in einer Schneppe endigte.

Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie sehr dieses schwarze Kleid mit den vollen glänzenden Falten und der Ausputz von Rosa und glänzendem Glasfluß zu der blendenden Weiße der Haut Adriennes und den goldenen Wellen ihres schönen Haares paßte, dessen lange seidenweiche Locken bis auf ihren Busen fielen.

Das Mädchen saß halb liegend in einer mit grünem Damast überzogenen Causeuse und stützte sich auf; die ziemlich hohe Rückenlehne senkte sich nach dem Fuße zu fast unmerklich. Ein leichtes halbkreisförmiges, etwa fünf Fuß hohes Gegitter von Goldbronze, mit blühenden Lianen umschlungen (der bewundernswürdigen passiflora quadrangulata, die in einem tiefen Gestell von Ebenholz gepflanzt war, aus welchem das Gegitter emporstieg), umgab dieses Lager mit einer Art Blätterschirm und mit großen, außen grünen, innen purpurrothen Blüten von so glänzendem Schmelz, wie jene Porzelanblumen, die Meißen in Sachsen so vollendet liefert. Ein lieblicher leichter Wohlgeruch, ähnlich einem schwachen Gemisch von Veilchen und Jas-

min, verbreitete sich von den Blüten dieser herrlichen Passifloren.

Ungewöhnlicherweise lagen viele ganz neue, frisch aufgeschnittene Bücher (die Adrienne seit zwei oder drei Tagen hatte kaufen lassen) um sie herum, theils auf der Causeuse, theils auf einem Tischchen, theils — und darunter befanden sich mehrere große Atlas' mit Kupferstichen — auf dem prachtvollen Marderteppich vor dem Divan. Noch merkwürdiger war es, daß alle diese Bücher von verschiedenem Format und verschiedenen Verfassern von einem Gegenstande handelten.

Die Haltung Adriennes verrieth eine Art melancholischer Abspannung. Ihre Wangen waren bleich und ein leichter bläulicher Ring um ihre halbverschleierten schwarzen Augen gab diesen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Diese Traurigkeit hatte viele Ursachen, unter Anderm auch das Verschwinden Höckchens. Ohne gerade die schändlichen Andeutungen Robins zu glauben, welcher zu verstehen gab, Höckchen habe aus Besorgniß, entlarvt zu werden, nicht länger in dem Hause zu bleiben gewagt, fühlte sich Adrienne doch sehr unangenehm berührt, daß das Mädchen, dem sie so felsenfesten Glauben geschenkt, sich ihrer fast schwesterlichen Gastlichkeit entzogen hatte, ohne eine Wort zu sagen, — denn man hatte sich wohl gehütet, ihr die Zeilen zu zeigen, welche die arme Näherin kurz vor der

Flucht an ihre Wohlthäterin geschrieben hatte. Man hatte nur von dem Billet von 500 Frcs. gesprochen, das man auf ihrem Schreibpulte gefunden, und dieser gleichsam unerklärliche Umstand hatte ebenfalls dazu beigetragen, schmerzlichen Verdacht in dem Herzen des Fräuleins von Cardoville zu erwecken. Schon empfand sie die traurigen Wirkungen dieses Mißtrauens gegen Alles und Alle, das ihr Rodin empfohlen hatte, und jenes Gefühl des Mißtrauens und der Zurückhaltung schien ein gewaltiges werden zu wollen, da Fräulein von Cardoville, die sich bis jetzt von der Lüge ferngehalten, ein Geheimniß zu verbergen hatte, ein Geheimniß, das sowohl ihr Glück als ihre Pein war.

Halbliegend auf ihrem Divan, nachdenkend, abgespannt durchlief Adrienne, oft zerstreut, eines der neu gekauften Bücher. Da stieß sie plötzlich einen leichten Schrei der Ueberraschung aus; ihre Hand, welche das Buch hielt, zitterte, und von diesem Augenblicke an schien sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit, mit der gespanntesten Neugierde zu lesen. Bald glänzten ihre Augen vor Begeisterung; ihr Lächeln wurde unbeschreiblich, sie schien zugleich stolz, glücklich und entzückt zu sein, . . aber in dem Augenblicke, als sie ein letztes Blatt umwendete, drückten ihre Züge Verdruß und getäuschte Erwartung aus.

Sie begann die Lecture von neuem, die sie so lieblich berauscht hatte, diesmal aber las sie mit berechneter Lang=

samkeit jede Seite, gleichsam jede Zeile, jedes Wort bedachtsam; dann unterbrach sie sich von Zeit zu Zeit, und dann schien sie nachdenkend, die Stirn geneigt und auf die schöne Hand gestützt, in tiefem Sinnen die Stellen sich zu erläutern, die sie gelesen hatte. Bald gelangte sie zu einer Stelle, die einen so lebhaften Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihrem Auge glänzte, und sie wandte rasch das Buch um, um auf dem Umschlage nach dem Namen des Verfassers zu sehen. Einige Secunden lang betrachtete sie diesen Namen mit einem Ausdrucke seltsamer Dankbarkeit, und sie mußte unwillkührlich ihre rothen Lippen auf das Blatt drücken, wo er stand. Nachdem sie mehrmals die Zeilen gelesen hatte, die einen so tiefen Eindruck auf sie machten, vergaß sie offenbar den Buchstaben über dem Geiste und versank so tief in Gedanken, daß das Buch ihrer Hand entsank und auf den Teppich fiel.

Während dieses Nachdenkens hatte sich der Blick Adriennes zuerst unwillkührlich auf ein bewundernswürdiges Basrelief gerichtet, das auf einem Gestell von Ebenholz an einem der Fenster stand.

Diese herrliche Bronze, die kürzlich erst nach einem Gipsabgusse von einer Antike gegossen war, stellte den Triumphzug des indischen Bacchus dar. Nie vielleicht war die griechische Kunst zu so seltener Vollkommenheit gelangt.

Der junge Sieger, halb mit einem Löwenfelle bekleidet,

das die jugendliche reizende Reinheit seiner Formen sehen ließ, strahlte von himmlischer Schönheit. Er stand auf einem von zwei Löwen gezogenen Wagen, stolz und mild zugleich, und stützte eine Hand auf einen Thyrsusstab, während er mit der andern mit ruhiger Majestät sein wildes Gespann lenkte. An dieser seltenen Verbindung von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man den Helden, der den Menschen und Ungeheuern der Wälder so furchtbare Kämpfe geliefert hatte.

Das Licht, das von der Seite auf diese Sculptur fiel, ließ wegen der fahlen Farbe derselben die Gestalt des jungen Gottes deutlich hervortreten, der fast rund herausgearbeitet war und bei dieser Beleuchtung wie eine prächtige Statue von blassem Golde auf dem dunkeln Bronzegrunde glänzte.

Als Adrienne ihren Blick auf diesen seltenen Verein göttlicher Vollkommenheiten fallen ließ, waren ihre Züge ruhig und träumerisch; bald aber wurde diese anfänglich fast mechanische Betrachtung aufmerksamer, nachdenklicher; das Mädchen stand von ihrem Sitze auf, trat langsam an das Basrelief und schien dem unwiderstehlichen Zauber einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachzugeben.

Da begann eine leichte Röthe sich über ihre Wangen zu verbreiten, die allmälig das ganze Gesicht überzog und schnell über die Stirn und den Hals lief.

Sie trat noch näher an das Basrelief, und nachdem sie einen verstohlenen, fast verschämten Blick um sich geworfen hatte, als fürchte sie bei einer tadelnswürdigen Handlung überrascht zu werden, hielt sie zweimal ihre zitternde Hand hin, um mit der Spitze ihrer reizenden Finger über die Bronzestirn des indischen Bacchus zu streichen.

Zweimal aber hielt sie eine Art verschämter Zögerung zurück.

Endlich indeß wurde die Versuchung zu stark, sie unterlag ihr, und ihr Alabasterfinger ruhete, nachdem sie leicht das goldblasse Gesicht des jungen Gottes geliebkoset hatte, wohl eine Secunde lang auf der edeln reinen Stirn.

Bei diesem leichten Drucke schien Adrienne einen electrischen Schlag zu fühlen; ein Schauer rieselte durch ihren ganzen Körper; ihre Augen wurden schmachtend und matt, und nachdem sie einen Augenblick in dem glänzenden feuchten Perlmutter geschwommen, hoben sie sich gen Himmel, worauf sie sich halb schlossen. Dann sank der Kopf des Mädchens etwas zurück, ihre Knie knickten unmerklich zusammen und ihre rothen Lippen öffneten sich halb, um den heißen Athem durchzulassen, denn ihr Busen hob sich mit Macht, als wenn der Saft der Jugend und des Lebens die Schläge ihres Herzens beschleuniget und ihr Blut in Wallung gebracht habe, und bald verrieth endlich das glühende Gesicht Adriennes unwillkührlich eine gewisse zugleich schüch-

terne und leidenschaftliche, keusche und sinnliche Begeisterung, deren Ausdruck nicht ergreifender und herrlicher sein konnte.

Ergreifend und herrlich ist wirklich der Anblick einer Jungfrau, deren keusche Stirn bei der ersten Glut eines geheimen Verlangens erröthet. Belebt nicht der Schöpfer aller Dinge den Körper, so wie die Seele mit seinem göttlichen Funken? Muß er nicht glaubensvoll gepriesen werden in dem Verstande wie in den Sinnen, mit denen er seine Geschöpfe so väterlich begabt hat? Gottlos und gotteslästerlich also sind die, welche diese himmlischen Sinne zu ersticken suchen, statt ihre göttliche Regierung zu leiten und harmonisch zu verbinden.

Plötzlich zuckte Adrienne von Cardoville zusammen, richtete den Kopf wieder empor, schlug die Augen auf, als erwache sie aus einem Traume, wich zurück, entfernte sich von dem Basrelief und ging einige Schritte in dem Zimmer hin, während sie die brennenden Hände auf die Stirn legte.

Dann sank sie wie vernichtet wieder auf den Stuhl; ihren Augen entquollen Thränen, und der bitterste Schmerz sprach sich in ihren Zügen aus, welche die tiefen Wunden des schmerzlichen Kampfes zeigten, den sie in sich kämpfte.

Allmälig trockneten ihre Thränen, und dieser so peinlichen Krisis folgte ein gewisser heftiger Verdruß, ein zorni-

ger Unwille gegen sich selbst, der sich in den Worten äußerte, welche ihr entschlüpften:

„Zum erstenmale in meinem Leben fühle ich mich schwach und muthlos .. ja .. feig .. sehr feig!“

— — — — — — — — — — —

Das Geräusch einer Thüre, die geöffnet und wieder geschlossen wurde, riß Fräulein von Cardoville aus diesen schmerzlichen Gedanken. Georgette trat ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Können Sie den Herrn Grafen von Montbron empfangen?“

Adrienne verstand zu wohl zu leben, als daß sie vor ihren Dienerinnen den Verdruß merken ließ, welchen ihr dieser lästige Besuch verursachte, und sie sagte zu Georgette:

„Hast Du dem Herrn von Montbron gesagt, daß ich zu Hause sei?“

„Ja, Fräulein.“

„So ersuche ihn, einzutreten.“

Obgleich in diesem Augenblicke Adriennen der Besuch des Herrn von Montbron sehr lästig war, so müssen wir doch sogleich hinzusetzen, daß sie eine fast kindliche Zuneigung und eine hohe Achtung für ihn empfand. Dennoch war sie nach einem übrigens ziemlich häufigen Contraste fast immer anderer Meinung, als er, und die Folgen da-

von waren, wenn Adriennes Geist völlig frei war, die ausgelassensten lustigen oder lebhaftesten Erörterungen, bei denen Herr von Montbron trotz seiner skeptischen Spottlaune, seiner Erfahrung, seiner seltenen Menschen- und Sachkenntnisse und, warum sollen wir es nicht geradezu nennen? seiner Abgeschliffenheit der guten Gesellschaft nicht immer im Vortheil blieb und gut gelaunt seine Niederlage eingestand. So hatte er, um nur eine Idee von den Streitigkeiten des Grafen und Adriennes zu geben, ehe er sich, wie er heiter sagte, zu ihrem Mitschuldigen gemacht, stets (aus andern Gründen, als die Frau von St. Dizier) ihren Entschluß bekämpft, allein und nach ihrer Art leben zu wollen, während im Gegentheil Rodin, der den Entschlüssen des jungen Mädchens ein großartiges Ziel vor steckte, eine Art Einfluß auf sie gewonnen hatte.

Der Graf von Montbron, der jetzt über sechszig Jahre zählte, war einer der glänzendsten Männer unter dem Directorium, dem Consulat und dem Kaiserthume gewesen, und seine Verschwendung, seine Witzworte, seine beißenden Bemerkungen, seine Duelle, seine Liebschaften und seine Verluste im Spiele hatten immer viel zur Unterhaltung der Gesellschaft seiner Zeit beigetragen. Was seinen Charakter, sein Herz und seinen Umgang betrifft, so war er fast mit allen seinen ehemaligen Geliebten in aufrichtig freundschaftlichen Verhältnissen geblieben. Jetzt, da wir ihn dem

Leser vorführen, war er noch immer ein starker und guter Spieler; er hatte etwas sehr Vornehmes, Entschiedenes, Feines, Spottsüchtiges an sich; sein Benehmen war das der feinsten Gesellschaft, mit einem Anflug von etwas Boshaftigkeit, wenn er die Leute nicht liebte. Er war groß, sehr hager und von fast noch jugendlicher Haltung, hatte eine hohe kahle Stirn, graues kurzes Haar, grauen Backenbart, ein langes Gesicht, eine Adlernase, sehr scharfe blaue Augen und noch sehr schöne Zähne.

„Der Herr Graf von Montbron,“ sagte Georgette, indem sie die Thüre öffnete.

Der Graf trat ein und küßte die Hand Adriennes mit fast väterlicher Vertraulichkeit.

„Nun,“ dachte Montbron, „wollen wir die Wahrheit ermitteln, die ich suche, um vielleicht ein großes Unglück zu vermeiden.“

Ende des siebzehnten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 17

Leipzig 1845

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1484(17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091178-7